

Zeitschrift: Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung
Herausgeber: Verlagsgenossenschaft Schweizer Soldat
Band: 47 (1972)
Heft: 11

Artikel: Feldzug gegen Furcht und Angst
Autor: Schoenau, Karl Ludwig von
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-705363>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Feldzug gegen Furcht und Angst

Von Hptm Karl Ludwig von Schoenau †, Tutzing

«Lass die Furcht nicht deinen Berater sein!»
General Patton

Die Angst, ein Feigling zu sein

Für einen Soldaten wird das Wörtchen «ich» klein geschrieben! Wenn ich nun meinen Feldzug gegen das Fürchten mit «ich» beginne, so geschieht es nicht, um mir einen militärischen Lorbeerkranz zu basteln. Wenn ich mich mit meiner soldatischen Vergangenheit befasse, so nur deswegen, um den Lesern des «Schweizer Soldaten» zu beweisen, dass ich mich auf Grund meines Erlebens im Zweiten Weltkrieg berufen fühlen kann, mit meiner Feder einen Feldzug gegen die Angst und die Furcht des einsamen Soldaten zu eröffnen. Ich habe den Krieg da erlebt, wo man kämpfen musste: in Frankreich, in Griechenland, in Russland, in Polen, in der Slowakei, in Ungarn, in Schlesien und in der Tschechoslowakei. Ich habe Männer gegen den Feind geführt, bin im Kampfwagen an den Feind herangefahren, bin hilflos im Trommelfeuer des Feindes gelegen, bin mit Grenadiern in die Stellung des Gegners eingebrochen, kam in Situationen, wo ich als Kommandant eines Artilleriebataillons im Kampf von Mann gegen Mann mein Leben nur erhalten konnte, weil ich schneller und besser schoss als der andere. Ich habe die Furcht und Angst des Soldaten im Kriege erlebt und sie kennengelernt. Ich bekenne, und ich schäme mich nicht, dass auch ich unter ganz bestimmten Umwelteinwirkungen und körperlicher Verfassung mit meiner Furcht und Angst fertig werden musste.

Aber meine Rolle als soldatischer Vorgesetzter verbot es mir ja schon, meine Furcht oder meine Angst anderen, seien es meine Vorgesetzten, Gleichrangigen oder Untergebenen, zu bekennen. Die Vorgesetzten hätten mir mit Recht die Eignung abgesprochen, Soldaten im Feuer zu führen. Furcht oder Angst, die anderen durch Wort, Gebärde oder Verhalten mitgeteilt wird, wirkt ansteckend und kann zu einer psychischen Seuche werden, die den Kampfwert einer Truppe zersetzt. Furcht oder Angst können das Verhalten eines Menschen diktieren oder ihn unbewusst zu verhängnisvollen Entscheidungen verleiten. Kein militärischer Befehlshaber kann deswegen einen Untergebenen in einer Kommandantenfunktion lassen, der ihm «beichtet», dass er Angst hat. Ein Kommandant, dessen Willenskraft so geschwächt ist, dass er in seiner Hilflosigkeit gegenüber seiner Furcht und Angst offenbart, dass er sich fürchtet oder ängstigt, ist nicht geeignet, eine Truppe zu führen. Ein Zugführer, der sich während des Angriffs nicht mehr aus einer Deckung herauswagt, lähmt die Einsatzbereitschaft seiner Männer. Ein Kompaniekommandant, der vor dem Feinde davonläuft, kann eine Panik auslösen. Beide verspielen ihre Autorität. Sie liefern sich ihren Männern aus, die ja jetzt «irgend etwas Blamables von ihnen wissen»! Es kann dazu kommen, dass ein Untergebener, eine soldatische oder demagogische Führerpersönlichkeit, die Schwäche seiner Vorgesetzten nutzt, um die Führung der Einheit an sich zu reißen.¹ Dieser Mann wird seine Vorgesetzten zum Sprachrohr seines Willens machen können.

Es verbot mir nicht nur meine Rolle als Kompanie- und Bataillonskommandant, anderen zu verraten, wie es manchmal in mir aussah, sondern auch mein Ehrgefühl und Geltungsbedürfnis. Die Angst, von meinen Kameraden als Feigling verachtet und aus ihrer Gemeinschaft ausgestossen zu werden, war mit ein Motiv meiner soldatischen Leistungsfähigkeit. Sie liess mich meine Furcht überwinden, wenn sie mich überfiel und ich Zeit hatte, an sie zu denken. Anderen Soldaten wird es im Kriege nicht anders gegangen sein. Auch für sie wird wohl die Angst, in Kreisen, auf deren Achtung man Wert legt, als Feigling zu gelten, eine der Triebfedern ihrer Tapferkeit gewesen sein. So schämt man sich auch, selbst dem besten Kameraden seine Furcht und Angst zu bekennen. Man glaubt nämlich, dass dieser Schicksalsgefährte mutiger als man selbst ist, frei von Furcht und Angst, und einen deswegen verachten könnte.

So sind die Phänomene Angst und Furcht für die Truppenpsychologie verhängnisvolle Tabus in den Memoiren soldatischer Führer. Hatten ein Patton, ein Rommel, ein Montgomery oder ein Guderian

jemals im Kriege Angst oder Furcht? Waren sie mutige Männer, die davon überzeugt waren, dass keine Kugel für sie gegossen werden konnte? Waren sie tapfere Soldaten, die wie die Masse ihrer Männer immer wieder den «inneren Schweinehund» überwinden mussten? Oder lenkten ihr Auftrag und das Umweltgeschehen sie von ihrer Furcht und Angst ab? Hatten sie gar keine Zeit, sich mit ihrer Furcht und Angst zu befassen? Wir wissen es leider nicht!

Wir dürfen aber nicht den jungen Soldaten mit Furcht und Angst vereinsamt auf das Gefechtsfeld schicken. Ein Einsamer auf dem Schlachtfeld ist kein Soldat! Wir müssen ihm sagen, warum und wann ein Mann auf dem Gefechtsfeld Angst hat oder sich fürchtet. Aber wie können wir es ihm sagen, wenn wir die Ursachen von Furcht und Angst nicht erforschen können, weil die Veteranen nicht den Mut haben, zu bekennen?

Furcht und Angst

Wenn wir den jungen Soldaten nicht mit sich und in sich vereinsamt in die Zonen des Grauens, der Angst und der Furcht schicken wollen, müssen wir ihn mit seelischen Werkzeugen seines natürlichen Selbsterhaltungstriebes vertraut machen. Man fordert ja von ihm, dass nicht Angst und Furcht die inneren Autoritäten seines Verhaltens werden!

Jeder Instruktionsoffizier, der die Bedeutung von Furcht und Angst für die Kampfmoral der Truppe und das seelisch gesunde Überleben des Kriegers für den einzelnen Soldaten erkannt hat, muss sich mit den militärischen Problemen von Furcht und Angst beschäftigen, um seine Männer auf den Ernstfall vorbereiten zu können. Vor mir, einem fronterfahrenen Offizier des Zweiten Weltkrieges, der genauso in bestimmten Situationen unter seiner Furcht und Angst litt wie viele seiner Männer, aber sie nicht zeigen durfte, weil es ihm seine Rolle im Kriegstheater verbot, liegt ein Buch, eine Gemeinschaftsarbeit von zwei amerikanischen Wissenschaftlern: «Die Psychotherapie für jedermann».² Die beiden Verfasser, Menninger und Leaf, lernten sich während ihrer Militärdienstzeit kennen und stellten fest, dass der Ausfall von Mannschaften infolge seelischer Störungen im Heer und in der Marine besorgniserregend war. Sie bezeichnen ihr Buch als Kriegskind. Sie wollten den Soldaten einfach und bildhaft alltägliche Erlebnisse vor Augen stellen, die sich für viele Menschen als «Belastung» des Lebens auswirken. (Die Mehrzahl der Soldaten glaubte ja, alleinzustehen in ihrer Reaktion auf Disziplin, Heeresvorschriften, Geheimhaltung und Furcht usw.) Sie erkannten dabei, dass in den meisten Fällen die Haltung des einzelnen Soldaten eine Reaktion war, die sich vor dem Kriege und vor dem kämpferischen Einsatz des Mannes gebildet hatte.

Sie unterscheiden zwischen Furcht und Angst! Gemütsregungen, die in unser aller Leben eine bedeutende Rolle spielen!

Furcht ist für sie die Unruhe und das Gefühl, die durch eine wirkliche äussere Gefahr hervorgerufen werden, Angst jedoch das Gefühl, das bei Bedrohung durch innere Konflikte entsteht! Für Menninger und Leaf wie für viele andere Psychologen sind Furcht und Angst nicht immer zu trennen und gehen auch ineinander über.

«Einer realen Gefahr ausgesetzt zu sein, erzeugt Furcht. Wenn aber die Gefahr vorbei ist, kann der Gedanke an sich noch eine Art von Unbehagen hervorrufen — dieses Gefühl bezeichnet man als Angst.

Selbstverständlich ist Furcht vor äusserer Gefahr etwas Gesundes. Jeder Soldat fürchtet sich während des Kampfes — die Tapfersten geben das meist bereitwilligst zu. Es ist heilsam, sich zu fürchten — bis zu einem gewissen Grade. Es gibt den Muskeln Spannkraft, veranlasst die Leber, zwecks rascherer Energieerzeugung eine grössere Menge Zucker abzugeben; es kontrahiert die Blutgefässe und beschleunigt die Herztätigkeit; es befähigt zu schnellerer Reaktion. Aber — bis zu einem gewissen Grade!

¹ Siehe Karl Ludwig von Schoenau, «Kleine Truppenpsychologie», 2. Auflage, Seite 191. Ernst-Reinhardt-Verlag, München/Basel.

² Menninger und Leaf, «Psychotherapie für jedermann». Ernst-Reinhardt-Verlag, München/Basel.

Darüber hinaus wird der Mann demoralisiert. Wenn die furchterregende Situation zu lange andauert, wird durch sie eine Reaktion ausgelöst, die auch nach Beendigung der Kampfhandlungen weiter anhält, so dass der Soldat bei jedem plötzlichen — auch leichten — Geräusch zusammenschreckt. Er zittert noch, wenn jede Gefahr längst vorbei ist. Angst folgt der Furcht.»

Soweit die beiden amerikanischen Truppenpsychologen.

Um den Unterschied zwischen Furcht und Angst klar herauszustellen, muss der Verfasser sein eigenes Erleben sprechen lassen. Während des Krieges wurden in den deutschen Filmtheatern Reportagen von Frontberichterstatern der Propagandakompanien gezeigt, denen sich kein Kinobesucher entziehen konnte. Wenn ich nun im Urlaub einer solchen Frontwochenschau ausgesetzt war, war die Hölle in mir los. Ich hätte schreien und weglaufen können. Hier, fern der Front in einem bequemen Sessel, überfiel mich die Angst, der ich mich nicht entziehen konnte. Hier war ich ihr hilfloses Opfer. Die Angst, die ich im kämpferischen Einsatz überwunden oder unbewusst verdrängt hatte, rächte sich. Ich hatte plötzlich Angst vor dem Ungewissen und Unvermeidbaren, das mir nach meinem Urlaub an der Front bevorstand. Vor der feindlichen Granate, die auf der Leinwand kreperte, oder vor den Maschinengewehrgarben, die über die Aufnahmekamera des tapferen Frontberichterstatters hinwegpiffen, brauchte ich mich nicht zu fürchten oder Angst zu haben. Ich war ja in Sicherheit, und ich fürchtete mich auch nicht. Aber ich lernte die Angst kennen.

Man fürchtet sich vor einer momentan wahrgenommenen Bedrohung, einem Flugzeug, das mich jeden Moment angreifen kann, einem Panzer, der auf mich losfährt, um mich zu vernichten. Angst hat man vor der Summe der ungewissen und unvermeidbaren Gefahren der Zukunft. Der Soldat kann vor dem Angst haben, was der nächste Tag oder die nächsten Stunden ihm bringen.

Im Einsatz sind Furcht und Angst für den Soldaten Zwillinge, die man nicht oft auseinanderhalten kann.

Seelische Abwehrmechanismen

An einem schönen Sommertag im Juli 1944 eröffnete der Russe seine Grossoffensive gegen Lemberg. Der Schwerpunkt seines Angriffes richtete sich gegen den linken Flügel des 48. Panzerkorps und den rechten Flügel des benachbarten 11. Korps. In einem zweistündigen Trommelfeuer schossen Hunderte von auf engem Raum konzentrierten russischen Geschützen aller Kaliber die Stellungen der Infanterie sturmreif, während russische Schlachtflieger in pausenlosem Einsatz mit ihren Bordkanonen jeglichen Verkehr im Abschnitt der deutschen Division lähmten. Ungestört und ungefährdet konnten die russischen Piloten angreifen, da die deutschen Jagdfliegerverbände an der Westfront und in Deutschland eingesetzt werden mussten. In dieser Situation kam sich der Verfasser wie ein Hase vor, über dem ein Falke kreist, um sich in jähem Sturzflug seine Beute zu holen. Der Verfasser, damals Kommandant der Sturmgeschützbrigade 311, ist sich in dieser Schlacht seiner Angst irgendwie nicht bewusst geworden, weil er keine Zeit hatte, an sie zu denken. Eines aber ist ihm heute noch bewusst — dass er vor den russischen Kampffliegern Angst hatte. Wenn er glaubte, dass ein Verband Schlachtflugzeuge ihn angreifen könnte, suchte er Deckung, suchte sich wie ein Hase vor einem Falken zu verkriechen, weil er sich wehrlos fühlte. Bis gegen Mittag dieses denkwürdigen 16. Juli 1944 hatte sich der Verfasser auf dem Gefechtsstand des Infanterieobersten Guder aufgehalten. Als er diesen verliess, war der Gegner bereits tief in das deutsche Stellungssystem eingebrochen, hatte sich der beherrschenden Höhen bei Olejow bemächtigt und die deutschen Fernsprecheinrichtungen vorwärts des Divisionsgefechtsstandes zerschossen. Längst schon hatten die ununterbrochen über dem Gefechtsfeld kreisenden Schlachtfliegergeschwader der Sowjets die deutsche Artillerie ausgeschaltet. Die russische Artillerie schoss divisionsweise, und die russischen Flieger stürzten sich geschwaderweise auf alles, was sie nur von ihrem Gegner auf dem Gefechtsfeld erblicken konnten. In dieser Situation musste der Kommandant der Sturmgeschützbrigade eine Fahrt zum Divisionsgefechtsstand antreten. Er hatte weder Angst noch Furcht. Denken und Aufmerksamkeit waren nur auf die Erfüllung seines Auftrages eingestellt. So raste er in halsbrecherischem Tempo über die Feldwege seinem Ziel entgegen. Aber wie zu erwarten war, hatte ihn bald ein russischer Artillerie-

beobachter entdeckt. Zuerst jagte dieser unfaire Sportsmann den ungepanzten Geländewagen des Verfassers mit mehreren Geschützen, und kurz darauf blockierte er durch eine sehr genau liegende Feuerzusammenfassung von -zig Geschützen die Weiterfahrt. Der Verfasser schrie seinen Fahrer an: «Halt, raus, weg vom Wagen! Da drüben — im Feld — ist ein Loch!» Und sehr rasch fanden sich beide flach, Gesicht nach unten, in der Andeutung eines Schützengrabens liegen, zu dessen Ausbau es nicht mehr gekommen war. Gerade noch rechtzeitig. Denn kaum waren sie in diesem «Graben», der keinen halben Meter tief sein mochte, da ging die Hölle los. Um sie prasselte mit infernalem Krachen ein Geschosshagel nieder, dessen Tempo auf eine Feuerzusammenfassung mehrerer russischer Artilleriebataillone schliessen liess. Der Verfasser kam sich in diesem Moment wie ein Schuljunge vor, den der Lehrer nach alter Väter Sitte über die Bank gezogen hatte und der nun auf den ersten Schlag wartete, der jeden Augenblick auf ihn niedersausen konnte. Während der Gegner wie mit Hunderten von eisernen Fäusten nach ihm und seinem Kraftfahrer zu schlagen schien, war ihm alles so gleichgültig geworden. Es war ihm, als wenn alle seine Gefühle vereist wären. Vielleicht hatte die Erkenntnis, dass es aus dieser Lage keine Flucht gab, in ihm und ihm ganz unbewusst — heute der Psychologie noch unbekannte — seelische Selbstverteidigungsenergien mobilisiert, die ihn in dieser Situation immun gegen Angst und Furcht machten. Diese seelisch-körperlichen Wirkkräfte müssen es auch gewesen sein, die ihn in diesen Minuten höchster Bedrohung in einen Zustand einer noch nie erlebten inneren Ruhe versetzten. Jedenfalls war er nicht in den Zustand der Panikstarre geraten, er war denk- und aktionsfähig geblieben. Ebenso sein Kraftfahrer. Denn kaum hatte die russische Artillerie ihr Feuer eingestellt, da liefen sie zu ihrem Auto, das abseits von ihnen unbeschädigt geblieben war.

Diese *seelische Betäubung* in Umweltsituationen, denen normalerweise ein Mensch nicht mehr gewachsen ist und die er nicht mehr geistig bewältigen kann, hat nicht nur der Verfasser, sondern haben auch grössere Soldaten als er erlebt. In seinem Tagebuch berichtet der britische Feldmarschall Lord Alanbrooke, Chef des Empire-Generalstabs,³ über ein Erleben während der Katastrophe der britischen Armee 1940 in Frankreich und ein Gespräch mit Churchill:

«Armentières ist schwer bombardiert worden, und wir kamen noch rechtzeitig heraus. Die halbe Stadt wurde zerstört, darunter auch das Irrenhaus, und seine Insassen streiften nun im Land umher. Diese losgelassenen Irren ... machten das Mass voll. Von allen Seiten brach die Katastrophe herein, Gerüchte jeder Art drangen auf uns ein. Wir waren umflutet von Flüchtlingen und demoralisierten französischen Truppen, wurden von Tieffliegern beschossen, und zu alledem standen nun noch die Irren in ihren braunen Cordanzügen am Strassenrand und grinsten uns mit ihrem idiotischen Lächeln an, während ihre Nasen liefen und aus ihren Mundwinkeln der Speichel rann. *Wäre man von der Gewalt der Katastrophe nicht schon betäubt gewesen, so würde es unerträglich gewesen sein.* Einige Jahre später, bei einem Wochenendinner in Chequers, sagte Churchill zu mir, bei einer Katastrophe sei die Aufnahmefähigkeit eines Menschen mit dem Fassungsvermögen einer Dreizollröhre im Abzugskanal zu vergleichen. Auch bei Unterdruck lasse die Röhre das Wasser durchlaufen; wenn aber der Kanal überflüsse, würde die Röhre nur drei Zoll bewältigen. Ähnlich sei es mit dem menschlichen Gehirn; es registriere Emotionen nur bis zur «Dreizollgrenze» und lasse alles, was darüber hinausginge, unregistriert vorüberfluten. Dieser Vergleich erinnerte mich an das, was ich während dieser denkwürdigen Tage von Dünkirchen selber empfunden habe. Infolge der fortgesetzten Schläge befand ich mich *in einem Zustand der Betäubung*, und mein Gehirn registrierte nicht mehr die Katastrophen und Unglücksfälle. *Eine weise Einrichtung der Natur, ohne die es viel mehr Wahnsinnige in der Welt gäbe.*»

Aus dem Erleben des englischen Feldmarschalls bei Dünkirchen und des deutschen Hauptmanns bei Lemberg können wir feststellen, dass beide Soldaten in diesen Situationen frustrierte Menschen waren, weil sie keinerlei Möglichkeiten hatten, das allen seelisch normalen Menschen gemeinsame Sicherheitsbedürfnis zu befriedigen. Es gab keine Flucht aus der extrem bedrohlichen Umweltsituation. *Diese Erkenntnis betäubte Besinnung und Gefühle.* In einer extrem bedrohlichen und dem Ver-

³ Siehe Arthur Bryant, «Kriegswende». Aus den Kriegstagebüchern des Feldmarschalls Lord Alanbrooke, Chef des Empire-Generalstabs, Seite 123/24. Droste-Verlag, Düsseldorf.

stand auswegslosen Situation «schaltet der Mensch irgendwie automatisch ab» und irgendwelche seelische Verteidigungsmechanismen unterdrücken Angst und Furcht, damit der Mensch sich vor sich selbst behaupten kann und nicht wahnsinnig wird. Über die Situation eines frustrierten Menschen, eines Menschen, dessen Bedürfnisbefriedigung blockiert ist, berichtet uns in seinem Werk «Konfliktpsychologie» der in Fachkreisen bekannte Hochschullehrer Heinz-Rolf Lückert:⁴ «Bei einem frustrierten Menschen sind die sonst wirksamen Steuerungskräfte der Besinnung, der Gefühlsbestimmtheit und der erworbenen Formen des sozialen Verhaltens gestört und *im Extremfall ganz ausser Kraft gesetzt!*»

Anpassungsschwierigkeiten — Quellen von Angst und Furcht

Wer sich mit Frontkämpfern unterhält, wird immer wieder zu hören bekommen, dass sie in ungewohnten militärischen Umweltsituationen Angst hatten oder sich fürchteten, weil sie sich ihnen seelisch-geistig nicht anpassen konnten. Es gab wohl nur wenige Infanteristen, die im Panzer gegen den Feind fahren wollten, und viele, die die Panzersoldaten bewunderten. Umgekehrt war dies auch der Fall. Wohl kein Panzersoldat wollte Infanterist werden. Panzersoldaten und Infanteristen bewunderten den Mut der Jagdflieger, die sich über ihnen am Himmel duellierten. Aber wohl keiner der schneidigen Kampfflieger wollte zur Infanterie oder Panzerwaffe. Dem Verfasser wurde des öfteren glaubhaft berichtet, dass in den Luftschutzkellern während eines Bombenangriffes manche Frau mehr Haltung bewahrte als mancher für seine Tapferkeit vor dem Feinde ausgezeichnete Soldat, der während seines Urlaubes in diesen Schlamassel hineingeraten war. Mancher Urlauber, der das Inferno einer Bombennacht in einem Keller erlebt hatte, mag, wenn er nicht an Frau und Kind gebunden war, seinen Urlaub abgebrochen und sich an die Front geflüchtet haben, wo er in seiner Umwelt, die er gewohnt und an die er durch Ausbildung und Erleben angepasst war, mit Bravour kämpfte.

Im April 1945 wurde der Verfasser, damals Kommandant des gepanzerten Haubitzenbataillons einer Panzerdivision, mit seiner Truppe einem Fallschirmjägerregiment unterstellt. Als er sich an jenem Tage nach Einbruch der Dunkelheit auf dem Gefechtsstand der Fallschirmjäger meldete, staunte er, als er sah, was ihm hier geboten wurde, schämte sich etwas und freute sich auf den Einsatz mit dieser Truppe. Der ganze Regimentsstab setzte sich aus Offizieren und Feldwebeln zusammen, die höhere Kriegsauszeichnungen als er selbst trugen. Da dachte sich der Panzerartilleriekommandant, dass er sich auf eine derartige Truppe verlassen und sich bei ihr mit seinem Bataillon geborgen fühlen könne. Doch seine Freude dauerte nur kurze Zeit — nur solange, bis ihm der Kommandant des Fallschirmjägerregiments die Situation seiner Truppe erklärte: «Mensch, wir sind froh, dass Sie da sind! Ich habe keinerlei Ahnung, wie man ein Infanterieregiment führt. Bitte, bleiben Sie immer bei mir! Ich werde das tun, was Sie sagen. Das ist der erste Einsatz des Regiments. Wir sind alle keine Fallschirmjäger, wir sind Flieger. Da der Göring⁵ nicht mehr genug Flugzeuge hat, um uns in der Luft einsetzen zu können, hat er vor wenigen Wochen aus überflüssig gewordenen Besatzungen dieses Regiment aufstellen lassen und uns den stolzen Titel Fallschirmjäger gegeben.⁶ Diese verdammten Idioten da oben, die da glauben, man könnte ganz einfach durch Befehl aus im Lufteinsatz bewährten Besatzungen vollwertige Infanteristen machen! Wir haben Angst, weil wir diesen Einsatz nie gelernt haben und nicht an ihn gewohnt sind. Unser grösster Feind ist im Augenblick die Nacht, die Finsternis. Die ist für meine Flieger hier im Erdsatz fürchterlich. Jedes Geräusch macht sie nervös und der eine den anderen. Da jagen sie Leuchtkugeln hoch, knallen wild in der Geographie herum und fordern Sperrfeuer an. Heute ist es schon besser geworden, als es vorgestern und gestern war. Ich glaube, dass sich meine Helden schon etwas an die Nacht gewöhnt haben.» Der Panzerartillerist erkannte sofort, dass die als Infanteristen missbrauchten Flieger psychisch und damit auch physisch überfordert wurden. Er befürchtete des

weiteren, dass der Gegner aus dem nervösen Verhalten dieser Truppe — ihrer unnötigen Herumknallerei und Illumination des Geländes — bald auf ihren geringen Kampfwert schliessen und folgerichtig den Schwerpunkt seines Angriffs in den Frontabschnitt dieses Pseudo-Fallschirmjägerregiments verlegen würde. Es ist unnötig zu berichten, dass diese Situation dem Kommandanten des Panzerartilleriebataillons gar nicht behagte. Ihm graute vor all dem, was da kommen könnte. Er hatte also Angst. Er war ja auch kein Infanterist, und nun musste er die Führung eines Infanterieregiments von sehr zweifelhaftem Kampfwert übernehmen. Diese Angst wurde ihm aber irgendwie gar nicht recht bewusst. Er hatte gar keine Zeit, sich ihr zu überlassen. Während der Besprechungen auf dem Gefechtsstand des Fallschirmjägerregiments merkte er, dass alle Augen auf ihn gerichtet waren, und all diese hochdekorierten Flieger, deren Mut er immer wieder bewundert hatte, nun ihn bewunderten und nun ihm im voraus vertrauten, ohne dass sie ihn kannten. Er hatte gedacht, bei dem Fallschirmjägerregiment weniger bedroht zu sein als bei den Panzergrenadiern der eigenen Division. Nun musste er aber aus dem Verhalten der Männer des Regimentsstabes der «Fallschirmjäger» ihm gegenüber entnehmen, dass sie bei ihm Schutz suchten, wenn sie es ihm auch nicht sagten oder vor ihrem Regimentskommandanten nicht sagen konnten. Seine Aufgabe musste es zunächst sein, dem drängenden Sicherheitsbedürfnis der Flieger entgegenzukommen. Er veranlasste deswegen den Kommandanten der «Fallschirmjägertruppe», sofort seine Bataillons- und Kompaniekommandanten darüber zu informieren, dass in wenigen Stunden und noch vor Tagesanbruch ein gepanzerter Verband der 8. Panzerdivision zu ihnen kommen würde und sie nicht mehr allein auf weiter Flur wären. Wenn sie das Geräusch von Panzern von hinten hören würden, so seien das eigene Panzer.⁷ Ferner wurde allen Kommandanten des Regiments angekündigt, dass noch vor Tagesanbruch ein kampfbewährter Panzerartillerieoffizier oder -wachmeister zu ihnen kommen und bei ihnen bleiben würde. Wie der Verfasser wenige Stunden später erfahren konnte, ging diese Information, dass Panzer zu Hilfe kämen, wie ein Lauffeuer durch die Stellungen der zu Infanteristen vergewaltigten Flieger als eine Heilsbotschaft, die sie vorübergehend von ihrer Angst heilte und an die sie sich anklammerten, weil sie wieder etwas Hoffnung gab. Als der Morgen dämmerte, standen die neun gepanzerten 10,5-cm- und die dreizehn gepanzerten, zimmerhohen 15-cm-Haubitzen, die drei Panzer IV und die sechs gepanzerten Schützenwagen vorne in der Front des Luftwaffenregiments mit der Bezeichnung «Fallschirmjäger». Jeder Bataillons- und Kompaniekommandant war in Tuchfühlung mit einem erdkampfgewohnten und im Erdkampf erfahrenen Soldaten, war nicht mehr einsam in der bisher ungewohnten und deswegen für ihn bedrohlichen Umwelt. Die Nervosität der «Fallschirmjäger» wich.

In Ostpolen bat sich ein Divisionskommandant ein Sturmgeschütz aus, um nach vorne zu einem seiner Grenadierregimenter zu fahren. Diese Fahrt wurde für ihn sehr ungemütlich. Der Weg zum Gefechtsstand des Grenadierregiments führte über eine vom Gegner eingesehene Höhe. Und das einzeln nach vorne fahrende Sturmgeschütz muss irgendeinem sowjetischen Artilleriekommandanten sehr verdächtig vorgekommen sein, denn er trachtete der Besatzung nach dem Leben. Aber ungeachtet der um das Sturmgeschütz einschlagenden Granaten fuhr der Panzerfahrer, ein Wachmeister, den zum Beförderungsmittel degradierten Kampfwagen zum Reiseziel des Divisionskommandanten, dem Gefechtsstand des Grenadierregiments. Auch die Rückfahrt zum Divisionsgefechtsstand muss für den hohen Offizier sehr eindrucksvoll gewesen sein. Nochmals ging es über die vom Feind eingesehene Höhe — diesmal ohne Beschuss. Aber dann tauchte am Himmel ein sowjetischer Schlachtfliegerverband auf, der das Sturmgeschütz sehen und vernichten konnte. Der General machte die Besatzung auf die drohende Gefahr aufmerksam. Sie schien auf seine Worte gar nicht zu reagieren. Das Sturmgeschütz fuhr in dem deckungslosen Gelände weiter und brachte den Divisionskommandanten heil zu seinem Gefechtsstand zurück. Das Gespräch, das der Divisionskommandant sofort nach seiner Rückkehr spontan unter den frischen Eindrücken seiner Erlebnisse führte, habe ich zufällig mithören können. Es ist noch so wach in mir, als wenn es gestern gewesen wäre. Er rief seinem Generalstabsoffizier, dem Oberstleutnant i GSt Heck⁸ zu: «Mensch, Heck,

⁴ Heinz-Rolf Lückert, «Konfliktpsychologie». Ernst-Reinhardt-Verlag, München/Basel, 1957.

⁵ Oberbefehlshaber der Luftwaffe.

⁶ Es ist nicht auszuschliessen, dass die Bezeichnung Fallschirmjägerregiment den Gegner in der psychologischen Beurteilung der Lage bluffen sollte. Die Fallschirmjäger hatten sich ja durch ihre Leistungen auf Kreta und bei Monte Cassino als ausgezeichnete Soldaten bewährt.

⁷ Auf den letzten Satz der Botschaft legte der Verfasser Wert, weil er zweimal erlebt hatte, dass der ihn berausende Gesang der Motoren seiner Panzer bei kampfungewohnten Soldaten zur Panzerpanik führen konnte.

⁸ Der Österreicher Heck war nach dem Zweiten Weltkrieg der erste Kommandant der Militärakademie in Wiener Neustadt.

das mache ich nicht mehr wieder. Soviel Angst habe ich noch nie gehabt. Diese Sturmartilleristen, die haben Mut. Das sind Soldaten. Das sind Kerle!»

Der General, der unter dem Eindruck seiner Erlebnisse bekannte, dass er Angst hatte, war ein Infanterieoffizier, der es durch sein Können, seinen Mut oder seine Tapferkeit im Kriege vom Bataillons- bis zum Divisionskommandanten, vom Major bis zum General gebracht hatte. Aber eine Gefechtsfahrt in einem Sturmgeschütz war ihm ungewohnt. Die Befehlsgebung war ihm fremd. Die Taktik der Sturmartilleristen kannte er nicht. So fühlte er sich in einem Sturmgeschütz hilf- und wehrlos. Deswegen musste er Angst haben und sich fürchten.

Wenige Minuten, nachdem der Divisionskommandant seine Angst seinem Generalstabsoffizier bekannt hatte, dekorierte er die Besatzung des Sturmgeschützes mit Tapferkeitsauszeichnungen.

Schwere und vielleicht nur auf psychotherapeutischem Wege zu behandelnde Anpassungsschwierigkeiten können Phobien verursachen. Phobien sind nach Heinz-Rolf Lückert Furchtzustände vor Objekten, die dem Normalen keine Furcht einflößen. Die Phobie ist eine unbegründete Furcht.⁹ Man fürchtet sich, ohne dass man gefährdet ist. Während der Schlacht um Lemberg konnten wir uns vor einem feindlichen Luftangriff nur dadurch retten, dass wir in einem engen und niedrigen, in einen Hang hineingegrabenen Stollen Deckung suchten. Nun standen wir Mann an Mann gedrängt in tiefer Finsternis in dem Stollen. Hier waren wir sicher. Der Feind konnte uns nicht sehen, und seine Bordkanonen und Bomben konnten uns nichts tun. Da verlor plötzlich ein Unteroffizier seine Nerven. Er drängte sich zwischen uns dem Ausgang zu, wobei er uns beschwor, ihm den Weg freizugeben, da er keine Luft mehr bekäme und es im Stollen nicht mehr aushalten könne. Einige redeten ihm gut zu, andere beschimpften ihn. Als wir die Deckung wieder verlassen hatten, sah ich, wie ein Offizier und ein Arzt sich mit einem Unteroffizier, der auf der Erde hockte, sehr eingehend unterhielten. Dem Unteroffizier standen Schweißperlen auf der Stirne. Die Zigarette zitterte in seiner Hand. Es war der Soldat, der in dem finsternen und engen Stollen — ohne gefährdet zu sein — von seiner Angst übermannt und eine Beute der Angst wurde. Kurz darauf konnte ich mich mit dem Arzt und dem Kompaniekommandanten über den Vorfall unterhalten. Der Unteroffizier war Gruppenführer in einer Panzergrenadierkompanie und drei Jahre an der Front. Seine Kameraden und seine Kommandanten konnten sich auf dem Gefechtsfelde auf ihn verlassen. Niemand in der Kompanie hätte je gedacht, dass sich der Unteroffizier plötzlich so feige benehmen würde, noch dazu in einer Situation, in der einem doch gar nichts passieren konnte. Dieses Verhalten müsste jedem unverständlich sein, wenn der Unteroffizier nicht gerade die Ursachen seiner Angst gestanden hätte: Er könne es nicht vertragen, eingeschlossen zu sein. Müsse sich bewegen können, Luft haben. In einem Betonbunker, einem Panzer oder einem Unterseeboot würde er es nie aushalten. Das Gedränge in dem engen und dunklen Stollen habe ihn wahnsinnig gemacht. Jetzt sei schon wieder alles gut. Der Unteroffizier wurde renitent, als ihm der Arzt erklärte, dass er ihn wegen nervöser Erschöpfung in ein Wehrmachts-sanatorium bringen lassen würde. Ihm fehle gar nichts. Es sei jetzt alles vorüber, und es käme für ihn überhaupt nicht in Frage, dass er in dieser beschissenen Lage seine Kameraden verlassen würde und in ein Lazarett ginge. Das könne ihm niemand zumuten. Daraufhin hatten der Truppenarzt und der Kompaniekommandant zunächst einmal den Unteroffizier, der in dem Stollen durchgedreht hatte, seinen Platz in dem Schützenpanzer wieder einnehmen lassen. Ich vermute, dass es ihnen ihre Fronterfahrung und ihr soldatisches Verantwortungsbewusstsein verbot, den bewährten Unteroffizier zur Gehorsamsverweigerung zu provozieren. Was weiter an diesem Tag mit diesem Unteroffizier geschehen ist und wie er sich verhalten hat, habe ich nie erfahren. Im Verlaufe des sehr turbulenten Gefechtes dieses Tages ging die Verbindung zu dem Panzergrenadierbataillon verloren. Ich habe den Arzt, den Kompaniekommandanten und den Unteroffizier nie wieder gesehen.

Durch meine psychologischen Studien bin ich darauf gekommen, dass der frontbewährte Soldat im Stollen ein Opfer seiner Phobie geworden war. Ohne jegliche Gefährdung — er befand sich ja in einer sicheren Deckung — wurde er die Beute seelischer Triebkräfte, die er nicht mehr kontrollieren und damit nicht be-

herrschen konnte. Er geriet in den Zustand einer seelischen Panik, die seinen Verstand lähmte und ihm die sinnlose Flucht aus der sicheren Deckung in die Gefahr diktierte.

Übermüdung, Furcht und Angst

Es dürfte eine alte Kriegserfahrung sein, dass müde Soldaten pessimistisch eingestellt sind und man bei der Auswertung von Meldungen von körperlich, geistig und seelisch überbeanspruchten Offizieren sehr vorsichtig sein muss. Selbst die Tapfersten werden *«feige»*, wenn sie müde sind, weil sie tagelang keine Zeit haben zu schlafen.

Da war 1941 in Ostpolen der Kommandant einer Sturmartillerieeinheit. Mehr als zehn Tage war er mit seinen Männern im Einsatz gewesen. Tagtäglich war er an der Spitze seiner Kameraden gegen den Feind gefahren und hatte seinen Vorgesetzten und seinen Männern seine Tapferkeit bewiesen. In dieser Zeit war er kaum zum Schlafen oder zur Ruhe gekommen. Wenn sich die Besatzungen seiner gepanzerten Geschütze einmal der Ruhe hingeben konnten, dann musste er zu Lage- und Einsatzbesprechungen. Kaum war er auf dem Boden oder der Bank eines Lastkraftwagens eingeschlafen, so wurde er zu neuem Einsatz wachgerüttelt. Nun sollte plötzlich der folgende Tag für ihn und seine Männer ein Ruhetag sein. Der Bataillonskommandant hatte es fest versprochen. Und der Sturmartillerie-Batteriekommandant verliess sich auf dieses Versprechen und war nur noch auf schlafen und endlich wieder einmal ausschlafen zu dürfen eingestellt. Er mochte kaum drei Stunden geschlafen haben, da wurde er schon von seinem Vorgesetzten geweckt: «Mensch, schlagen Sie mich jetzt nicht tot und seien Sie lieb! Ich habe es nicht gewollt! Sie müssen sofort zum 11. Korps nach Taurow. Da kommt eine Division nicht mehr vorwärts. Sie müssen sie vorwärtsboxen. Von Ihnen hängt es ab, ob das Korps sein Tagesziel erreicht!»¹⁰

Bei dem so jäh aus dem Schlaf gerissenen Batteriekommandanten wich das Schlafbedürfnis einem quälenden Gefühl, das er in den Feldzügen in Frankreich und Griechenland vor einem Einsatz noch nie so erlebt hatte. Seine Gliedmassen dünkten ihn bleischwer, als er zu seinem Panzer ging und in ihn hineinkletterte. Dieses Gefühl marterte ihn während des ganzen Marsches zum neuen Einsatzraum. Die Zukunft war für ihn grauenhaft. Für ihn gab es ja gar keinen Zweifel mehr, dass er in diesem Krieg *«verheizt»* wurde, dass er solange tagtäglich gegen den Feind fahren musste, bis auch er in seinem Panzer elendiglich verbrannte. Die Tage, bis es soweit war, glaubte er sich an den zehn Fingern abzählen zu können. Vielleicht, ja ganz bestimmt, war es heute schon soweit. Mit Grauen dachte er an die dreihundert Liter Benzin, die in den Tanks des Panzers kaum einen Meter von ihm mit in den Angriff fuhren. Was hatte er noch vor einem Jahr als Kommandant einer Feldartilleriebatterie zu seinem Beobachtungs-offizier gesagt, als sie bei Peronne sahen, wie ihre Kameraden der Panzerwaffe kämpften? «In ein solches Krematorium setze ich mich nicht einmal zum Scheissen hinein!» Und jetzt sass er in einem derartigen Krematorium, weil man ihn auf Grund seiner Leistungen für fähig und würdig gehalten hatte, Kommandant einer Sturmartilleriebatterie zu werden. Und mit welchen Worten hatte ihn sein bester Freund und alter Regimentskamerad, dem er nach langer Zeit wieder auf dem Sturmartillerielehrgang begegnete, begrüßt? «Das ist für die Deutsche Wehrmacht wieder einmal typisch, dass ausgerechnet wir zwei, die die meiste Angst haben, am weitesten nach vorne müssen!»

Unauffhaltsam rollten die sieben Sturmgeschütze dem Schicksal des Kommandanten und seiner Gefährten entgegen. Das Marschtempo und damit die Zeit des Eintreffens der Batterie in der Schlacht hing vom Willen des Kommandanten ab. Der Kommandant konnte den Eintritt der Gefahr bewusst und unbewusst verzögern. Er fuhr ja an der Spitze seiner Kampfstaffel und bestimmte die Marschgeschwindigkeit. Er brauchte es ja gar nicht wahrzunehmen oder konnte es dulden, wenn der Fuss seines Panzerfahrers auf dem Gaspedal ermüdete. Er brauchte doch den Panzerfahrer nicht immer wieder anzuregen, aus den beiden Zwölf-Zylinder-Maybach-Motoren der Lafette die letzte Energie herauszuholen, damit ihm möglichst bald das, vor dem er Angst hatte, begegnete. Der Batteriekommandant hatte Angst, und er wusste,

⁹ Siehe Heinz-Rolf Lückert, «Konfliktpsychologie», Seite 232. Ernst-Reinhardt-Verlag, München/Basel.

¹⁰ Die Nummer des Korps und der Ort sind frei erfunden, weil sich der Verfasser bei der Fülle seiner Fronterlebnisse nicht mehr an sie erinnern kann. Sturmgeschützverbände waren Heerestruppen, die Armeen, Korps und Divisionen für bestimmte Aufgaben zugeführt und unterstellt wurden.

dass er Angst hatte. Trotzdem trieb er sich und seine Mannschaft über seine Angst hinweg zum kämpferischen Einsatz. Eine seelisch-geistige Autorität in ihm war stärker als die Angst. Sie beherrschte die Angst, konnte sie aber nicht töten! Diese Autorität war dem 30jährigen Offizier von Jugend an von seiner Mitwelt anerzogen worden: im Elternhaus, in der Schule, während seiner Ausbildung zum Offizier und von seinen älteren Kameraden im Offizierskorps. Die Autorität, die es dem Batteriekommandanten trotz seiner Angst ermöglichte, seinem Auftrag gerecht zu werden, war ein Produkt seelisch-geistiger Wirkkräfte, wie Pflichtgefühl und Verantwortungsbewusstsein, sowie soldatischer Verhaltensnormen und der Ehrbegriffe der Offiziere aller Nationen.

Dem Hauptmann, der seine Männer zu neuem Kampfe führte und dem an diesem Morgen «das Morgenrot zum frühen Tod schien», fürchtete den Tod nicht. Er hatte Angst vor dem Sterben. Denn das Sterben im brennenden Panzer konnte zu grauenvollen Ewigkeiten werden, selbst wenn es nur Sekunden dauern sollte. Darum liess er noch kurz vor dem Angriff ein Munitionsfahrzeug längs seines Panzers kommen, montierte seinen Sitz heraus, warf ihn über Bord und ersetzte ihn durch Granaten, um es dem Tod leichter zu machen und sich das Sterben ersparen zu können. Damit hatte er seine Angst endlich überwunden, die er als Offizier seinen Kameraden, Gleichen vor dem Feinde und Gleichen vor dem Tode, nicht offenbaren durfte. War dieses Verhalten nicht eine von der Angst diktierte Flucht zum Tode hin? Je mehr Sprengmunition sich im Panzer befand, desto gefährlicher konnte sich doch ein Treffer des Gegners auswirken!

Während des ganzen Gefechts konnten weder Angst noch Furcht wieder in der Seele (Psyche) des Hauptmanns aufkommen. Er hatte keine Zeit für sie! Der Selbsterhaltungstrieb hatte den übermüdeten Offizier hellwach gemacht, steigerte sein Aufmerksamkeitsvermögen und konzentrierte seine Aufmerksamkeit auf alles das, was hier auf dem Schlachtfeld ihn und seine Kameraden bedrohte. Sein ganzes Denkvermögen stand im Magnetismus der augenblicklichen Gefechtssituation. Er war von der Umweltlage her nur noch darauf eingestellt zu kämpfen, um mit seinen Kameraden das Gefecht gesund und ehrenvoll überleben zu können. Für ihn gab es nur eines: Vorwärts und ran an den Feind! Das Angriffstempo und die Kanonade der Sturmartilleriebatterie demoralisierten den Gegner. Die russische Infanterie floh. Die Besatzungen der den Sturmgeschützen an Panzerung und Kaliber weit überlegenen KW I booteten aus und liefen von ihren schweren Panzern weg. Nun konnten die deutschen Infanteristen dem Tempo der Sturmgeschütze nicht mehr folgen. Längst waren sie zurückgeblieben. Feuerkraft und Beweglichkeit sind ja das Geheimnis der Erfolge der Panzerwaffe. Ohne Verluste erreichte die Sturmartilleriebatterie das Angriffsziel der Division — zwei Stunden eher als die Infanterie. Als der Kommandant der Batterie an diesem für ihn so denkwürdigen Tag aus dem Sturmgeschütz aussteigen durfte, da fielen ihm plötzlich die Worte des deutschen Dichters Friedrich von Schiller ein, und er erkannte ihre Weisheit: «Und setzet ihr nicht das Leben ein, nie wird euch das Leben gewonnen sein!» Dann befahl er noch das, was notwendig war, legte sich neben seinem Sturmgeschütz auf den Boden und schlief sofort tief und fest ein. Jedes Erleben verändert den Menschen, und so ist auch dieser Offizier aus diesem Gefecht als ein «anderer» hervorgegangen. Immun gegen die Angst war er nicht geworden. Bestimmt aber war die Zahl der Situationen, vor denen er noch vor Angriffsbeginn Angst gehabt hatte, geringer geworden. Die schwere innere Konfliktsituation vor dem Angriff, dieser quälende Kampf, den Pflicht- und mitmenschliches Verantwortungsbewusstsein gegen die Angst und Furcht führten, und die Überwindung der Angst hatten den Sturmbatteriekommandanten mit den Problemen der Angst vertrauter gemacht und seinen Willen trainiert. Aus dem Gefecht war der Hauptmann selbstsicherer und selbstbewusster und damit mutiger hervorgegangen. Hatte er denn nicht durch seine soldatischen Fähigkeiten und den Einsatz seines Lebens sein Leben gewonnen?

In den Zonen der Gefahr sind Angst und Furcht heimtückische Berater!

August 1944. Der Russe war bei Charkow durchgebrochen. Eine deutsche Infanteriedivision wurde in Poltawa ausgeladen und marschierte dem Feind entgegen. Die Masse der Soldaten musste den Weg nach Charkow zu Fuss gehen. Auch die Artilleristen waren abgesessen. Die Pferde wurden nicht geritten, sondern an der Hand geführt. Die Marschleistungen, die von der Division gefordert wurden, waren erheblich. Rasten wurden nur wenige eingelegt. Es wurde bei Tag und Nacht marschiert. Während man

bei Helligkeit kein Flugzeug am Himmel sah und vom Gegner unbelästigt marschieren konnte, wurde die Nacht zur Qual. Kaum standen die Sterne am Himmel, da näherte sich schon das Geräusch der russischen «Nähmaschinen»: der leise, monotone Lärm der Leichtmotoren der feindlichen Störflyer. Sie trieben sich einzeln am Himmel über den Marschkolonnen herum, waren nicht zu sehen, nur zu hören. Da schwebte über den marschierenden Soldaten eine Leuchtbombe, die die Strasse in helles Licht tauchte, und sie mussten weitermarschieren, obwohl sie hilflos den Phosphorpäckchen und den Handgranaten des russischen «Sportfliegers» ausgesetzt waren. Plötzlich kam das Motorengeräusch eines Leichtflugzeuges auf einen zu, und man hörte es über sich. Und dann stellte der Kerl da oben den Motor ab. Man hörte ihn nicht mehr. Diese Stille wirkte unheimlich und beklemmend. Man glaubte, dass der Mann im Flugzeug alles hören konnte, was unter ihm vorging. Man hoffte, dass der Flieger seinen Phosphor und seine Granaten nicht unmittelbar über einem aus seiner Kiste auslud. Plötzlich krachte es irgendwo vor einem oder hinter einem. Dann hörte man wieder das Surren des sich entfernenden Flugzeuges. So ging es bis zum Morgengrauen. Immer wieder trieb sich ein russisches Leichtflugzeug über der marschierenden Kolonne herum. Immer wieder stellte der Pilot den Motor ab, um eine Leuchtbombe über die Strasse zu setzen oder die Kolonne zu bombardieren. Man atmete irgendwie auf, wenn dieser Bursche da oben wieder seinen Motor zündete und das Nähmaschinen Geräusch sich entfernte. Die Soldaten flüchteten nicht von der Strasse weg, wenn das helle, monotone Surren näherkam. Sie gingen nicht in Deckung, wenn es über ihnen plötzlich still wurde. Es wurde trotz Angst und Furcht weitermarschiert. Selbst wenn die Waffenwirkung der Störflyer auf eine marschierende Kolonne gering war, so bedeutete sie doch für die Soldaten, die ihr ausgesetzt waren, Lebensgefahr. Angst und Furcht wurden in diesen Situationen für jeden normalen Soldaten zu Zwillingsschwestern. Er hatte Angst, wenn er das Geräusch der «Nähmaschinen» hörte, und er fürchtete sich in dem Augenblick, in dem es über ihm am Himmel still wurde, vor den Waffen des unsichtbaren Feindes. Auch für den mutigen Soldaten, einen Mann, der davon überzeugt war, dass er den Krieg heil überstehen würde, und für einen Mann, den der Krieg zum Fatalisten gemacht hatte, war eine derartige Situation der Hilflosigkeit und Wehrlosigkeit bestimmt nicht angenehm.

Die Resignation

Nach einem der Truppe endlos erscheinenden Tag- und Nachtmarsch kam es am Nachmittag zur Feindberührung. Plötzlich schlug der Vorhut der Kolonne aus den Obstgärten einer Kolchose Gewehr- und Maschinengewehrfeuer entgegen. Aus dem Marsch heraus ging die Infanterie zum Angriff über. Der Gegner war schwach und verfügte über keinerlei schwere Waffen. So gelang es den deutschen Infanteristen, bis zum Einbruch der Dunkelheit noch einige Kilometer Boden gegen Charkow zu gewinnen. In der Nacht kam man kaum zum Schlafen. Man richtete sich zur Verteidigung ein und wartete, bis endlich mal Verpflegung nach vorne gebracht wurde. Und wieder waren diese verdammten Störflyer in der Luft. Die Leuchtbomben am Sternenhimmel, das Surren der Leichtmotoren dieser Insekten der Fliegerei, das Krachen ihrer Handgranaten und das zischende Aufflammen ihrer Phosphorpäckchen konnten die wenigen Männer des Infanterieregiments, die in dieser Nacht ein paar Stunden lang nicht in das taktische Funktionieren ihrer Division eingespannt waren, kaum mehr stören. Die Übermüdung schwächte wohlthätig ihre Sinne. Der Körper forderte sein Recht. Sie wollten nur noch schlafen, schlafen um jeden Preis — selbst wenn es kein Erwachen mehr geben sollte. Aber schon kurz vor Sonnenaufgang wurden die Infanteristen und Artilleristen, soweit sie zur Ruhe gekommen waren, wieder aus dem Schlaf gerüttelt. In Gefechtsordnung ging die Division nun weiter nach Norden gegen Charkow vor. Das 1. Bataillon des Infanterieregiments hatte den Auftrag, zunächst einmal eine etwa drei Kilometer entfernte Kolchose zu gewinnen. Die Grenadiere und die vorgeschobenen Beobachter mussten sich durch einen Dschungel von übermannshohen Sonnenblumen durcharbeiten, durch ein Dickicht, das mehr als einen Kilometer lang war — eine mühsame und ermüdende Arbeit. Dann ging es durch ein Feld von Tabakpflanzen. Die Geschossgarben sowie Maschinengewehre veranlassten die deutschen Soldaten, sich zu Boden zu werfen und unter den Pflanzen Tarnung zu suchen. Die feindlichen Maschinengewehrschützen, deren Stellung

man nicht erkennen konnte, streuten nun systematisch die Tabakplantage ab. Ebenso wie die Infanteristen lagen ein Artilleriehauptmann und die Männer seines Funktrupps eng an den Boden gepresst. Sie hörten ganz in der Nähe ihrer Körper das Gezwitscher der Geschosse, die über oder neben ihnen die Köpfe der Tabakpflanzen absägten. Jetzt krepitierten Sprenggranaten im Tabakfeld. Da drüben, wo die Strasse zwischen den weissen, einstöckigen Hütten der Kolchose verschwand, stand ein russischer Kampfpanzer. Ein Liegenbleiben war Selbstmord. Entweder vor oder zurück! Da sah der Artillerist, der am vorderen Rande des Tabakfeldes lag, die langgestreckten Erhebungen von Erdbunkern, in denen die Bauern ihre Feldfrüchte unterbringen. Sie mochten etwa 200 Meter von ihm entfernt sein, und der Weg zu ihnen führte über deckungsloses Gelände. Ein Zuruf an seine beiden Funker, und schon sprangen beide auf und rannten mit ihm auf die Erdbunker zu. Die Infanteristen schlossen sich spontan dieser Flucht nach vorne an. Diese Flucht nach vorne, dem Feind entgegen, wurde zu einer sportlichen Leistung. Jede Müdigkeit war verschwunden. Man rannte um sein Leben. Der Selbsterhaltungstrieb mobilisierte und aktivierte alle körperlichen Energien. Furcht und Angst waren ausgeschaltet. Das Feuer des Feindes wurde unterlaufen. In und um die Erdbunker fanden die Infanteristen Deckung. Die Uniform klebte am Körper. Die Lippen waren trocken, der Atem ging schwer. Die Augen des Artilleristen starrten auf den Feind. Seine Funker hatten das Gerät aufgebaut und riefen den Gefechtsstand des Artilleriebataillons. Vergeblich. Die eine Welle störte der Iwan durch Dauerton, und die Ausweichfrequenz beherrschte irgendein Sender mit den Klängen des Wiener Walzerkönigs. Der Artilleriehauptmann, der erkannt hatte, wo der Gegner stand, den den Angriff des Bataillons lähmte, war einem Tobsuchtsanfall nahe. Da machte man einen Infanterieangriff in vorderster Linie mit, um sofort in allen plötzlich eintretenden Gefechtssituationen durch massiertes Artilleriefeuer den Gegner zu Boden oder zum Rückzug zwingen zu können, und als es soweit war, konnte man seinen Auftrag nicht mehr erfüllen, weil man artilleristisch impotent geworden war und der persönliche Einsatz sinnlos erschien. Es fehlte nicht viel, dass er das Funkgerät mit einer Hacke, die zufällig in seiner nächsten Nähe lag, zertrümmerte. Da kreisten plötzlich deutsche Stukas über dem Angriffsziel des Bataillons und stürzten sich mit dem infernalischen Geheul ihrer Sirenen auf die Stellung des Gegners. Rauch- und Dreckfontänen stiegen aus der Kolchose hoch. Kurz darauf drehte über dem Dorf ein Artilleriebeobachtungsflugzeug seine Runden. Raus aus der Deckung! Der Angriff ging weiter! Die gegnerischen Waffen schwiegen. Ohne Verluste erreichten nun die Grenadiere in der zweiten Nachmittagsstunde das Angriffsziel des Vormittages.¹¹ Man fühlte sich momentan ausser Gefahr. Die Russen waren weg. Die deutschen Landser suchten in den Hütten der von der Bevölkerung verlassenen Kolchose nach Lebensmitteln und Wodka. Der Kommandant des Grenadierbataillons versuchte, mit dem Artilleriehauptmann die Lage zu beurteilen, um zu einem neuen Entschluss zu kommen. Die Funkverbindung des Artilleristen zu seiner Batterie klappte wieder. Man forderte über den Sprechfunk Weisungen der Division an. Sie kamen nicht und konnten nicht kommen. Die Verbindungen waren unterbrochen. Auch zum Stab des Grenadierregiments bestanden keinerlei Kontakte. Nach Westen war der Anschluss an deutsche Truppen verlorengegangen. Auch rechts vom Bataillon, ostwärts von ihm, war kein deutscher Soldat zu sehen. Es war unheimlich still geworden. Aber nur für ganz kurze Zeit. Dann wurden die beiden Offiziere aus ihrem Kartenstudium und der Lagebesprechung jäh und zu spät durch das rasch näherkommende Geräusch deutscher Sturzkampfbomber aufgeschreckt, die ihren Standpunkt anfliegen. Man fand gar keine Zeit mehr, sich ihnen zu erkennen zu geben. Es mögen in dieser Situation nicht nur die Blicke der beiden Kommandanten im Banne des sich nähernden Geschwaders gewesen sein — es haben auch sicherlich alle ihre Männer die sich rasch nähernden Stukas angestarrt. Niemand wusste um den Auftrag der Kameraden in der Luft, aber wohl jeder hatte berechnete Angst, dass die Kampfflieger nicht weiterfliegen, sondern die eigenen Truppen als Russen angreifen würden. Angst vor dem Ungewissen! Und — man fühlte sich durch die auf einen loskommenden Flugzeuge bedroht. Man fürchtete

sich vor ihrer Waffenwirkung. Angst und Furcht sind, wie schon erwähnt, auf dem Gefechtsfeld Zwillingsschwestern, die man oft kaum voneinander unterscheiden kann. Nur in ihrer Auswirkung sind sie unterschiedlich: Angst lähmt, Furcht aktiviert seelisch-körperliche Energien. Blitzschnell suchte jeder deutsche Soldat in der Ortschaft die nächstbeste Deckung auf. Jede Müdigkeit war plötzlich vergessen. Man handelte fast automatisch. Schon kreiste das Stukageschwader über der Ortschaft. Die Piloten liessen ihre Maschinen über die Tragflächen abkippen und griffen an. Infernalisch war das Heulen ihrer Sirenen, ohrenbetäubend dröhnten die Detonationen ihrer Bomben. Man war hilflos und wehrlos dieser Hölle ausgeliefert, Flucht war Selbstmord. So lag man eng an die Mutter Erde gepresst und resignierte. Seinem Schicksal konnte man ja doch nicht entgehen. Selbst beten konnte man nicht mehr. Die Umwelteindrücke waren zu konzentriert. Endlich drehten die Stukas ab. Man erhob sich wieder. Einige der Holzhäuser waren eingestürzt, andere brannten. Aber tote oder verwundete Kameraden waren nicht zu sehen. Als es sich wie ein Lauffeuer im Bataillon herumsprach, dass die Stukas niemanden getroffen hatten, ergriff die deutschen Landser eine von psychischen Ausgleichs- und Verteidigungsmechanismen hervorgerufene ausgelassene Stimmung. Humor wirkt ja befreiend, selbst wenn es sogenannter Galgenhumor ist. Die Strapazen der Vortage waren vergessen. Die Männer waren hellwach und machten sich über die deutsche Luftwaffe lustig. Es war für sie alles wieder einmal vorbeigegangen. Diese momentane Ausgelassenheit durfte nicht in selbstmörderische Sorglosigkeit entarten. Der Spaten ersparte Blut. Ob der Angriff in wenigen Minuten fortgesetzt wurde oder nicht, der Grenadierkommandant befahl seinem Bataillon, sich einzugraben — in sehr unpopulärer Befehl, der die ausgelassene Stimmung der Grenadiere wieder einfing. Jetzt meldete der Körper bei der Psyche seine Rechte an. Jetzt merkten die Männer wieder, dass sie übermüdet waren. Sie ziehen ihre Vorgesetzten übertriebener Ängstlichkeit, lehnten sich innerlich gegen sie auf. Das Bedürfnis nach Ruhe und Schlaf der Männer des Bataillons, die von der Führung in den vergangenen Tagen körperlich und seelisch überfordert wurden, war so drängend, dass es die verstandesmassigen Kräfte der Selbsterhaltung verdrängte. Die Offiziere und Unteroffiziere des Bataillons, die genauso übermüdet waren wie ihre Männer und genauso wie ihre Soldaten mit dem Spaten arbeiten mussten, um in die Erde zu kommen, mussten sich ausserdem noch auf Befehl und aus persönlichem Verantwortungsbewusstsein bei ihren Kampfgefährten *durchsetzen*. Sie mussten *wach* bleiben, wenn es auch noch so schwerfiel, um *überwachen* zu können, dass sich ihre Männer eingruben. So müde sie selbst waren, sie mussten *sich zusammennehmen*, alle ihnen verbliebenen seelisch-geistigen Restenergien zusammenfassen, um ihre Kampfgefährten immer wieder *wachrütteln* und mit ihnen *ringen* zu können, damit sie alles taten, um sich gegen jederzeit eintretende Gefahren soweit wie möglich zu schützen. Es konnten doch jeden Moment noch einmal deutsche Sturzkampfgeschwader zum Angriff gegen den vermeintlichen Feind ansetzen. Jederzeit konnten russische Panzer am Horizont auftauchen, auf die deckungslosen Grenadiere, diese schutzlosen Menschen, in wilder Fahrt einherdonnern und das gesunde Überleben jedes einzelnen Angehörigen des Grenadierbataillons ernstlich gefährden. Während jedes Augenblicks konnten doch die Brand- und Spliterraketen eines «Stalinorgelkraftwagens», die von den Russen besungenen Kartjuschka, auf die Kolchose niederhageln. Die übermüdeten Offiziere und Unteroffiziere mussten, ihre eigene Resignation überwindend, die Resignation ihrer Untergebenen bekämpfen. In Gegenwart seines Kommandanten schleuderte plötzlich ein Feldwebel wütend seinen Stahlhelm in die Gegend und bekannte offen seine seelische Verfassung: «Herrgott nochmal! Kann es denn keine Ruhe geben! Ich wäre froh, wenn mir endlich einmal einer von da drüben eine verpassen würde! Einmal kommt es ja doch! Aber wann?»

In seiner Wut, dass es ihm verwehrt war, sein immer drängender werdendes Bedürfnis nach Ruhe und Schlaf im Dienste seiner Selbsterhaltung befriedigen zu können, bekannte dieser Feldwebel seine Resignation, obwohl ihm dieser Ausdruck für seine geistig-seelische Verfassung unbekannt war. Was ihm die nächsten Stunden an Gefahren bringen konnten, dagegen machten ihn seine Übermüdung und die erlebten und erlernten Gefahrensituationen der Vergangenheit stumpf. Dass es kein Ausweichen vor dem Tode gab, solange die Institution der deutschen Wehrmacht noch funktionierte, wusste ja jeder Soldat. Er betrachtete es für sich als schicksalhaft, dass er immer wieder dem Tod zu

¹¹ Die schwachen sowjetischen Voraustruppen hatten offensichtlich nur den Auftrag, dem deutschen Gegner inhaltend Widerstand zu leisten, um den zur Grossoffensive gegen Poltawa aufmarschierenden Verbänden der Roten Armee Raum zu erhalten und Zeit zu gewinnen. Etwa drei Tage später, als die deutsche Infanteriedivision das Angriffsziel des Vormittags erreicht hatte, brach dann die Hölle über sie herein.

begegnen hatte, ergab sich seinem Schicksal und lebte der Gegenwart. Die Resignation des alten Kriegers schilderte uns schon 1922 Kurt Hesse in seiner aufsehenerregenden Schrift «Der Feldherr Psychologos»:

«Wenn wir den alten Soldaten späterhin im Kriege so gelassen über die Schlachtfelder haben schreiten sehen — rechts und links sind die hohen Rauchfontänen aufgestiegen, helles Knattern der Maschinengewehre hat das dumpfe Gebrüll der Artillerie unterbrochen, wie *ein* Schrecken ist es einhergegangen —, dann ist es dennoch für uns nicht ein Beweis gewesen, dass der Selbsterhaltungstrieb in *dem da* niedergerungen war. Etwas anderes ist da an seine Stelle getreten gewesen: das Gefühl der Resignation, die nicht Dumpfheit, sondern mehr Trauer war, dass nun alles so kommen müsse — dass es ein Ausweichen vor dem Tode nicht mehr geben könne.»

Müde Menschen sind Pessimisten. Sie haben Angst. Bei übermüdeten Soldaten scheint die Angst einzuschlafen — die Art der Angst, die als psychisches Instrument des menschlichen Selbsterhaltungstriebes alle seelischen, geistigen und körperlichen Energien mobilisiert. Weder der Bataillonskommandant noch seine Offiziere und die Grenadiere, die sich eingraben sollten, wussten, was die nächsten Minuten oder Stunden brachten. Jederzeit konnte der Iwan zum Gegenangriff antreten. In jedem Moment konnte ein Orkan aus Stahl und Feuer über einen hereinbrechen, vor dem man sich nur schützen konnte, wenn man sich in den Boden hineinarbeitete.¹² Die Grenadiere waren sich dessen wohl bewusst. Sie hatten die Geborgenheit im Schosse der Mutter Erde alle erlebt, wussten, dass sie es ihr verdankten, wenn sie die Vergangenheit überlebt hatten. Aber sie liessen sich Zeit beim Eingraben! Die einen konnten, die anderen wollten nicht daran denken, was die nächsten Minuten und Stunden an Gefahren bringen konnten. Ihre körperlichen und seelischen Energien waren so erschöpft, dass sie in dieser Situation keine Angst mehr hatten. Ihnen war alles gleichgültig geworden, was die nahe Zukunft bringen konnte. Sie wollten nur noch schlafen!

Urlaub von der Angst

Da war ihr Bataillonskommandant in einer anderen Situation. Er verriet nicht, was in ihm vorging, aber man konnte es seinem Verhalten entnehmen. Nach Einbruch der Dunkelheit durfte der Major das Kommando über das Bataillon dem dienstältesten Offizier übergeben und den Weg in den Urlaub antreten — wenn nichts passierte! Griff aber der Feind bis zu diesem Termin an, so konnte der Major sein Bataillon nicht verlassen. Er musste solange bei seinen Männern bleiben, bis die feindliche Offensive abgewehrt war. Dies konnte Wochen dauern, Wochen, die die Möglichkeit verringerten, dass er seine Familie wiedersah und den Krieg überlebte. Immer wieder erklärte der alte Haudegen seiner Umgebung, dass er, der Major Müller, heute Abend in den Urlaub fahren dürfe. Immer wieder sah er auf seine Uhr. Er hatte mehr körperliche, seelische und geistige Belastungen hinter sich als seine Männer, die sich beim Ausheben ihrer Deckungslöcher hinsetzten und einschliefen. Aber der Major war hellwach. Irgendeine hektische Aktivität schien ihn ergriffen zu haben. Er suchte in diesen für ihn bangen Nachmittagsstunden die Gefechtsvorposten und die Kompaniegefechtsstände auf, lobte, tadelte und schimpfte, verabschiedete sich herzlich von seinen alten Kombattanten, versicherte ihnen, dass er bald wieder da sein und sie nie im Stich lassen würde. Der Artilleriehauptmann sah dabei, wie der Grenadiermajor bei all seinen Gesprächen immer wieder einmal heimlich auf die Zeiger seiner Armbanduhr blickte. Ihm verging die Zeit viel zu langsam. Er hatte Angst, dass der Gegner in den wenigen Stunden bis zu seiner Abreise den Urlaub verhindern könnte. Schon mehrmals hatte sich der übermüdete Offizier auf seinem Gefechtsstand hingelegt, um etwas zu schlafen. Aber immer war er nach wenigen Minuten wieder aufgestanden, um sich dienstlich zu beschäftigen und sich so von seiner Angst abzulenken. Während alle Grenadiere, deren Augen nicht am Feind sein mussten, schliefen, und alle Männer, die über die Sicherheit des Bataillons wachen mussten, verzweifelt gegen den Schlaf kämpften, floh der Schlaf den Grenadiermajor. Vielleicht wurde sich dieser im Pulverdampf ergraute Krieger gar nicht bewusst, dass er Angst hatte. Seinen Männern waren die Möglichkeiten der nächsten Stunden gleichgültig geworden. Für sie ging ja der tödliche Trott des Krieges weiter, während ihr

Bataillonskommandant sich endlich einmal — fern jeder Gefahr — bei seiner Familie geborgen fühlen konnte. Für sie brachten die nächsten Stunden keinen Ausweg aus der Zone des Todes und der Angst. Für den Bataillonskommandanten konnten die nächsten Stunden den Ausweg aus der Gefahrenzone bringen. Deswegen hatte er Angst vor ihnen. Diese Angst aktivierte und *dopte* alle Sinne und körperlichen Energien und verdrängte den Schlaf. Das Gebaren des Bataillonskommandanten, diese Unruhe in ihm, die er durch sein Verhalten offenbarte, muss die Offiziere seines Stabes, die so gerne etwas geschlafen hätten, aus ihrem Ruhebedürfnis aufgeschreckt haben. So hatten sie ihren Major noch nie erlebt, der in allen gefährlichen Situationen Ruhe ausstrahlte. Sie verstanden ihn nicht mehr. Als fronterfahrene Russlandkämpfer wussten sie, dass der Iwan in dieser taktischen Situation in den Spätnachmittagsstunden nicht mehr zur Offensive übergehen würde. Das hatte der Major doch auch erlebt. Was war denn plötzlich in diesen Mann gefahren?

Da schlug der Bataillonsarzt vor, man müsse unbedingt noch einen Abschiedsskat spielen. Das tat man denn auch. Es war ein sehr sonderbares und müdes Unternehmen. Wenn der Arzt den Major reizte, nickte der Artillerist ein. Umgekehrt ebenso. Auch den Doktor musste man immer wieder einmal durch einen scharfen Zuruf aufwecken. Der Major ärgerte sich über die beiden müden Helden und machte sich lustig über sie. Das Spiel lenkte ihn von seiner Angst ab. Er war beschäftigt. Nach zwei Stunden, lange bevor die Dämmerung eintrat, brach ein Feldweibel den Skat jäh ab. Er meldete, dass er mit dem Wagen hier sei, um den Major abzuholen. Die Division wünsche, dass der Herr Major so bald wie möglich in Poltawa sei, um den nächsten Fronturlaubszug zu erreichen. Der Herr Major müsse sofort aufbrechen. Er brauche sich auch beim Regimentskommandanten nicht abzumelden. Bis der Oberleutnant Huber das Kommando über das Bataillon übernommen habe, solle der Adjutant die Führung übernehmen. Da wurden die müden Helden der Skatrunde plötzlich hellwach. Sie freuten sich für ihren Kameraden und liessen ihn gar nicht mehr zu Wort kommen. Ehe der Major die neue Situation erfassen konnte, hatten sie ihn schon in den Kraftwagen «verfrachtet», und er rollte seinem Urlaub entgegen. Sie sahen dem Automobil, das zum nächsten Bahnhof fuhr, lange nach. Sie wären gerne in ihm gesessen. Auf dem Rückweg zur Hütte schlug der Arzt dem Artilleriehauptmann auf die Schulter: «Mensch, es ist sagenhaft, wie wir den Alten durch den Skat über die Runden gebracht haben!» Es ist sehr wahrscheinlich, dass der junge Arzt seinen Bataillonskommandanten durch den Skat von der Angst beurlaubt hatte. Ob der Grenadiermajor den letzten deutschen Urlaubszug in Poltawa noch erreicht hat, weiss der Verfasser nicht.

Für jeden soldatischen Führer wird der Versuch einer Darstellung der psychologischen Situation des Bataillonskommandanten und seiner Grenadiere sehr aufschlussreich sein:

1. Das Grenadierbataillon kam nach einem Marsch, der die körperlichen und damit auch die seelisch-geistigen Energien fast aufzehrete, zum Einsatz. Der Marsch stellte an Offizier und Mann die gleichen Anforderungen. Während der wenigen Marschpausen kamen die Offiziere und Feldweibel weniger zur Ruhe als ihre Männer. Auch in der Nacht vor dem Angriff auf die Kolchose konnten die Dienstgrade nicht soviel schlafen wie ihre Männer.
2. Während des Angriffs mobilisierte der Selbsterhaltungstrieb die letzten körperlichen Energien der Männer. In der Gefahrensituation im Tabakfeld kam es zu einer Flucht nach vorne, dem Feind entgegen. Man fand sich zunächst einmal im Schutz der Erdaufwürfe der Kartoffelbunker geborgen. Zunächst einmal!
3. Hier liegen bleiben und ausschlafen durfte und konnte man nicht, das wusste jeder Landser. Er kannte das Angriffsziel des Bataillons, und er hoffte, endlich wieder einmal *ausspannen* zu können, wenn er seinen Auftrag erfüllt hatte. Dieser Gedanke hielt ihn wach und motivierte ihn zum Angriff. Auch das Bedürfnis nach Ruhe ist ein Instrument des Selbsterhaltungstriebes. Wird die Befriedigung dieses immer drängender werdenden Bedürfnisses durch die Umwelt blockiert, so wird der Mensch aggressiv.¹³
4. Während des ganzen Angriffs war die feindliche Waffenwirkung auf das angreifende Grenadierbataillon so gering, dass sich die alte Garde der Wehrmacht gar nicht bedroht fühlte. Sie

¹² Wie viele Soldaten aller kriegführenden Nationen — ich glaube fast alle — haben sich schon in den Schoss der Mutter Erde hineingeflüchtet und sich in ihm geborgen gefühlt?

¹³ Müde Menschen wollen in Ruhe gelassen werden. Sie reagieren gegen jeden, der sie nicht zur Ruhe kommen lässt oder ihre Ruhe stört, feindselig.

hatte anderes erlebt und erwartet. Für sie war der Angriff auf die Kolchose nach dem, was ihr bei Orel und Kursk widerfahren war, nur ein Spaziergang. Die kampferfahrenen Soldaten hatten in dieser Situation keine Angst. Keiner von ihnen mag sich auch in dem Tabakfeld vor dem Feuer des feindlichen Panzers und der paar feindlichen Maschinengewehre gefürchtet haben.

5. Nach der Einnahme der Kolchose als Angriffsziel fühlte sich das Bataillon in keiner Weise gefährdet. Der Frontkämpfer lebte in der Gegenwart. Vor der Zukunft hatte er resigniert. Zwei mächtige Triebe, *Durst* und *Hunger*, hielten die Landser wach und beanspruchten ihre Aufmerksamkeit.¹⁴
6. Mit dem Anflug der deutschen Flugzeuge auf den eigenen Standort veränderte sich die Situation der Landser sehr rasch. Sie fühlten sich gegenwärtig bedroht, obwohl sie das Angriffsobjekt der Stukas gar nicht kannten. Durst und Hunger — mächtige, der Selbsterhaltung des Menschen dienende Triebkräfte — waren plötzlich vergessen. Sie wichen der Angst und der Furcht. Statt dass die kampfgewohnten Grenadiere sofort die nächste Deckung aufsuchten, standen sie herum und blickten wie hypnotisiert der existenzbedrohenden Gefahr entgegen. Es war die Todesangst, die ihr Denkvermögen lähmte und sie in den seelischen Zustand der *stummen Panik* versetzte.
7. Jetzt kreisten die Flugzeuge über der Ortschaft. Jeden Augenblick konnten sie sich auf die deutschen Soldaten als vermeintliche Gegner herabstürzen, um sie zu vernichten. Bisher hatten sich die Grenadiere durch das anfliegende Geschwader gefährdet gefühlt — sie hatten Angst vor ihm gehabt. Jetzt aber fühlten sie sich unmittelbar bedroht — die Gefahr wurde zur Gewissheit, die Angst zur Furcht. Die Grenadiere starrten plötzlich nicht mehr wie gelähmt oder fatalistisch zu ihren Kameraden in der Luft hinauf. Sie warfen sich zu Boden oder sprangen in die nächste Deckung. Die Furcht weckte sie aus ihrer Angst, aktivierte ihre körperlichen und seelischen Energien, konzentrierte ihr Denken und liess sie wie automatisch auf die Bedrohung ihrer Existenz reagieren.¹⁵
8. Das Grenadierbataillon lag hilflos und wehrlos im Feuer der Kameraden der deutschen Luftwaffe. Die körperlichen und seelischen Umwelteinwirkungen des Angriffs überschritten zum Teil die obere Empfindungsschwelle des menschlichen Organismus. Die Sinnesorgane der Grenadiere empfanden diese konzentriert auf sie eindringenden überschwelligen Reize nicht mehr. Deswegen wurden sie für den einzelnen Grenadier nicht mehr zur Wahrnehmung. Aber die geballte Wucht der für den Menschen empfangbaren Umwelteinwirkungen, die ihm signalisierten, dass er sich in einer extremen Bedrohungssituation befand, war so gewaltig, dass «sie seine Sinne trübte». Diese Trübung verhinderte, dass die Grenadiere im Feuer der Stukas irrsinnig wurden. Wenn ihre Sinne nicht «trübe» gewesen wären, hätten sie diese extreme Gefahrensituation gar nicht seelisch bewältigen können. Sinnestrübung kann vor Irrsinn bewahren. Die Grenadiere fügten sich in das Unabwendbare. Ein seelischer Schutzmechanismus schaltete sie auf Resignation. «Sie hatten irgendwie abgeschaltet!»
9. Die Gefahr war vorüber! Die Stukas flogen ab. Man war wieder einmal mit dem Leben davongekommen. Die Grenadiere erhoben sich von der Erde, sie blickten um sich, und da sie keinen toten oder verwundeten Kameraden sahen, schlug ihre Stimmung der tiefen Trauer jäh in eine sie beherrschende Lebensfreude um. Man *machte sich lustig* über die Helden der Lüfte. Man machte sich lustig über den Kameraden, dem man aus einem Brunnenschacht heraushelfen musste, und man machte sich über sich selbst lustig.
10. Der der Selbsterhaltung der Männer des Bataillons dienende Befehl, sich einzugraben, *verdross* die ausgelassene, freudige Stimmung der Grenadiere. Missmutig nahmen sie den Spaten in die Hand und merkten bei jedem Stich, wie müde sie waren. Es kam zwischen ihnen und ihren Vorgesetzten zum Verdross, zum Auseinander und Gegeneinander. Sie waren

nur noch auf Ruhe und Schlaf *eingestellt*. Immer wieder überwältigte sie die Müdigkeit. Wegen der Ruhe, die über der schönen Landschaft lag und die Gegend so friedlich machte, fühlte sich auch keiner der Grenadiere mehr *bedroht*. Damit war die Furcht, die als Instrument des Selbsterhaltungstriebes die letzten Energien des menschlichen Organismus mobilisieren kann, *ausgeschaltet*. So hatten die übermüdeten deutschen Soldaten nicht mehr die Willenskraft, alles zu tun, um Leib und Leben vor den möglichen Gefahren der nächsten Stunden soweit wie möglich zu sichern. Ihre körperliche und seelische Verfassung, die sie auf Ruhe und Schlaf *einstellte*, blockierte auch die Angst. Seele und Geist waren nicht mehr auf die Erwartungen der Zukunft eingestellt, sondern auf das gegenwärtige konzentriert. Die körperlichen Energien der Grenadiere waren so erschöpft, dass diese nicht mehr weiter in die nahe, existenzgefährdende Zukunft denken konnten oder wollten. Damit hatte die Angst keinen Nährboden mehr.

11. Während sich die Grenadiere weder durch die Gegenwart bedroht noch durch die Zukunft gefährdet fühlten, war ihr Kommandant, der — wenn nichts passierte — in wenigen Stunden in Urlaub fahren konnte, in einer anderen Situation. Er befürchtete — sein Verhalten teilte es seinen Kameraden mit —, dass jeden Augenblick etwas eintreten konnte, was seinen Urlaubsantritt verhinderte. Urlaub bedeutete für den Frontkämpfer ein Optimum an Sicherheit. Die Erwartung der Sicherheit und der Geborgenheit und das Wartenmüssen auf die Fahrt aus der Gefahrenzone heraus machten dem Major Minuten und Stunden zu ihn bedrohenden Endlosigkeiten. Es ist auch kaum anzunehmen, dass sich der Bataillonskommandant in dieser Situation seiner Furcht, die ihn wachhielt und zu einer hektischen Aktivität trieb, bewusst wurde. Ziemlich sicher dürfte es sein, dass der Major durch die bewusste, die wahrgenommene Furcht und die unterbewusste und unbewusste Furcht bewusst, unterbewusst und unbewusst zu einer Aktivität körperlicher, geistiger und seelischer Art getrieben wurde, die ihn von seiner Furcht ablenkte oder diese betäubte.
12. Das ungewohnte Verhalten — die *Unruhe* und der Beschäftigungsdrang — des kampfbewährten Offiziers, von dem bisher in allen Gefahrensituationen ein Fluidum der Ruhe ausgegangen war, störte seine alten Kampfgefährten. Man fragte sich, was plötzlich *mit dem Alten* oder *in ihm los* war! Man wollte unter dem Einfluss der eigenen Übermüdung, dass er endlich einmal sein Bataillon in Ruhe liess. Es war der Bataillonsarzt, der bewusst, «weil es so nicht weiterging», die Aufmerksamkeit seines Kommandanten von den müden Grenadiern ablenkte und ihn anders beschäftigte. Für ihn musste irgend etwas geschehen. So forderte er seinen Major zu einem Abschiedsskat heraus.

Das Training gegen Furcht und Angst

Die Führung jeder Armee muss sich mit der Frage befassen, ob man einen jungen Soldaten durch Erziehung und Ausbildung einigermaßen gegen Furcht und Angst immunisieren und wie man dies machen kann. Kriegserfahrungen lehren ja, dass die Kampferfahrung und das Kampfgewohntsein, also die erlernte und geübte Anpassung an die Umwelteinflüsse des Gefechts, sehr wesentliche Faktoren der Kampfmoral und damit des Kampfwertes einer Truppe sind.¹⁶

Im Zweiten Weltkrieg befassten sich die Amerikaner sehr intensiv mit dem militärpsychologischen Problem Furcht und Angst.¹⁷ Sie hatten erkannt, dass man den jungen Soldaten auf all das, was er auf dem Gefechtsfeld als Gefahr für Leben und Gesundheit wahrnehmen wird, vorbereiten und ihm bestimmte Hilfen geben muss, damit er nicht ein hilfloses Opfer von Furcht und Angst und dadurch nicht nur für sich selbst, sondern auch für seine Kampfgemeinschaft zu einer Gefahr wird, die sich katastrophal auswirken kann. Wohl eine der wesentlichsten Hilfen, die man dem jungen Soldaten für seine Selbstkontrolle auf dem Schlachtfeld

¹⁴ Sie durchstöbern die Hütten und Gärten nach Milch, Eiern, Honig und Melonen.

¹⁵ Wir können die Lage der deutschen Grenadiere in diesem Stadium als begrenzte Fluchtsituation bezeichnen. Die Zeit der Flucht vor der Bedrohung war begrenzt. In einer zeitlich und damit räumlich begrenzten Fluchtsituation schaltet das menschliche Gehirn auf «Kurzschluss», der im Menschen im Dienste der Selbsterhaltung jede seelisch-geistige Konfliktsituation blockiert, die die Flucht aus der Gefahr verzögert. Verstand, Gefühl und Instinkt sind gleichgeschaltet. Der Mensch wird nur noch von dem einen Gedanken gesteuert, die Gefahr zu überleben.

¹⁶ Der Verfasser hat bereits wiederholt darauf hingewiesen, dass zwischen Kampfgewohntsein und Kampferfahrung ein sehr wesentlicher Unterschied ist. Ein kampfgewohnter und damit kampferfahrener Soldat, der monatelang wegen Verwundung oder als Rekrutenausbildner fern vom Schuss ist, muss sich an der Front erst wieder an die Umwelteinflüsse des Schlachtfeldes gewöhnen. Der kämpferische Instinkt in ihm muss wieder geweckt und seine Sinne müssen wieder trainiert werden.

¹⁷ Siehe «Studies in Social Psychology in World War II». The American Soldier, Combat and Aftermath, Volume II. Princetown, New Jersey, Princetown University Press.

gab, war, dass man ihn nicht vereinsamt mit seiner Furcht und Angst in den Krieg schickte, sondern sein Selbstbewusstsein stärkte und das Aufkommen von menschlichen Minderwertigkeitskomplexen verhinderte, indem man ihm schon in der Rekrutenausbildung lehrte, dass er sich in gefährlichen Situationen seiner Furcht und Angst nicht vor sich selbst zu schämen brauche, diese quälenden Gefühle absolut normal seien und es wohl keinen Soldaten gebe und gegeben habe, der im Kriege nie Angst gehabt hätte. Man betonte aber im Rekrutenunterricht, dass viele Soldaten vor ihnen trotz Furcht und Angst im Gefecht den Erwartungen gerecht geworden wären, die eine Nation an ihre Soldaten stellt. In der Gefechtsausbildung versuchten die Amerikaner, ihre junge Mannschaft seelisch und körperlich auf das vorzubereiten, was sie auf dem Kriegsschauplatz zu erleben und zu bewältigen hatten. Das Verhalten in bestimmten Gefahrensituationen wurde dem jungen Soldaten solange eingedrillt, bis von ihm zu erwarten war, dass er ihnen gegenüber auf dem Gefechtsfeld automatisch und im Sinne der Armee reagierte. Neben dem Gefechtsdrill und der Gelände- und Waffenausbildung, die in dem jungen Soldaten kämpferisches Selbstvertrauen wecken sollten, versuchte man, ihn seelisch-geistig so einzustellen, dass er sich in Gefahrensituationen auf die Befehle seiner Vorgesetzten verliess oder, wenn es notwendig war, selbständig im Sinne der Gefechtsführung handelte.

Nach der amerikanischen Studie würde eine derartige Vorbereitung eines jungen Mannes auf seinen kämpferischen Einsatz seine Angst auf dem Schlachtfeld aus zwei sehr wesentlichen Gründen mindern:

1. Das während der Ausbildung erworbene kämpferische Selbstvertrauen verkleinert die Angstanfälligkeit des Mannes. Der junge Soldat hat während seiner Rekrutenzeit erlebt, was er kann und was er zu leisten fähig ist.
2. In Gefahrensituationen lassen die Einwirkungen von Furcht und Angst erfahrungsgemäss sofort nach, wenn der Soldat, so wie er es während seiner Ausbildung gelernt hat, zu handeln beginnt und damit tätig wird. Er richtet seine Aufmerksamkeit auf seine Gefechtsfähigkeit und findet während seines kämpferischen Einsatzes wenig oder keine Gelegenheit, an seine Furcht und Angst «zu denken». Seine Aufmerksamkeit wird, während er sich mit den Gefechtsfeldsituationen, die sich aneinanderreihen, auseinandersetzen und Entschlüsse fassen muss, von den inneren Appellen von Furcht und Angst abgelenkt.

Die Folgerungen, die wir aus Kriegserfahrung und Ausbildungspraktiken der Armee der Vereinigten Staaten ziehen können und im Interesse des Kampfwertes der Verteidigungsstreitkräfte ziehen müssen, sind:

1. Schon während seiner Kampfausbildung muss der junge Soldat an den Gefechtslärm, wie Kanonendonner, Flugbahngeräusch von Granaten, Krachen von explodierenden Geschossen und Minen usw., sowie an andere auf ihn in der Schlacht einwirkende, ihm bedrohlich scheinende Eindrücke gewöhnt werden. Er muss unterscheiden lernen zwischen dem, was ihn wirklich bedroht, und dem, was gefahrlos an ihm vorübergehen wird.
2. Ein junger Soldat, der während seiner Ausbildung möglichst wirklichkeitsnahen Gefechtsituationen ausgesetzt wird und sie erlebt, lernt kennen, was er im Kampf zu erwarten hat und wie er ein Gefecht überleben kann. Er wird deswegen, wenn er keine Möglichkeit hat, sich ohne Prestigeverlust dem Militärdienst zu entziehen, bestrebt sein, sich alle soldatischen Fertigkeiten anzueignen, die ihm die Möglichkeit geben, einen Krieg gesund zu überleben.
3. Ein Soldat, der während seiner Kampfausbildung darin geübt wird, in furchterregenden Situationen Entschlüsse zu fassen, sich selbst zu beherrschen und selbst zu überwinden und so zu handeln, wie es ihm in Instruktion und Praxis gelehrt und beigebracht wurde, wird weniger furchtanfällig sein. Er wird weniger das Opfer von Furchtreaktionen werden.
4. Nach den Lehren der Kybernetik speichert das menschliche Gehirn Erkenntnisse auf. Die Erkenntnisse, die eine kriegsnahe und psychologisch durchdachte Kampfausbildung dem Soldaten vermittelt, werden in ihm zu seelischen Abwehrkräften gegen Furcht und Angst. Ein Mann, der aus dem Flugbahnlärm der feindlichen Granate bereits erkennt, dass sie ihn nicht gefährdet, fürchtet sich nicht vor ihr. Ein Soldat, der bereits während seiner Ausbildung erkannt hat, dass er mit seiner Waffe dem Gegner überlegen ist, fürchtet sich nicht

vor ihm. Ein Grenadier, der erkannt hat, welches Maximum und Optimum ihm ein möglichst eng und tief gegrabenes Schützenloch — die Mutter Erde — gegen feindlichen Beschuss gewährt, wird sich in ihm geborgen fühlen. Ein Panzerjäger, der während seiner Ausbildung erkannt hat, dass er, wenn er sich so verhält, wie es ihm gelehrt wird, jeden Feindpanzer ungestraft abschiessen kann, wird vor einem Panzer des Gegners nicht in wilder Panik selbstmörderisch davonlaufen, sondern ihn aus seiner Deckung heraus vernichten.

Kampfnaher Ausbildung

Was nützen alle Erkenntnisse und Lehren der Truppenpsychologie, wenn sie Theorie bleiben müssen, weil man sie in der Ausbildung nicht auswerten kann? Die Sicherheitsbestimmungen der meisten Armeen lassen es ja gar nicht zu, dass ein Soldat bei Manövern mit Scharfschiessen in Situationen kommen kann, in denen er sich gefährdet fühlt, sich ängstigt oder fürchtet. Er erlebt es, dass ein grosses und ihm übertrieben erscheinendes Angebot von Sicherheitsorganen fast überängstlich darüber wacht, dass er während der Übung nicht einer Gefahr für Leib und Leben ausgesetzt wird. Passionierte und mutige Soldaten ärgern sich, dass sie während der Übung von den Sicherheitsoffizieren bevormundet werden und nicht ihr Können erproben und beweisen dürfen. Ein Soldat, der weiss, dass er bei Übungen mit scharfem Schuss weniger gefährdet ist als am Lenkrad seines Autos, wird nicht mit Furcht und Angst konfrontiert. Dieses Nichterleben von Furcht und Angst, dieses Nichtkennenlernen der Auswirkungen dieser beiden psychischen Erscheinungen im Einsatz kann sich im Krieg für Mann und Truppe katastrophal auswirken.

Kein Staatsmann und kein Offizier ist befugt, wegen einer Ausbildung, die den Erfordernissen des Krieges entspricht, Gesundheit und Leben eines Soldaten zu gefährden. Aber auch ohne das Leben eines Soldaten während seiner Ausbildung für seinen Einsatz im Kriege zu riskieren, kann viel getan werden, damit er bereits im Frieden in der seelisch-geistigen Anpassung an Gefechtsfeldeindrücke geübt wird. So kann er zwischen eingebildeten und wirklichen Bedrohungen unterscheiden lernen.

Was kann getan werden?

1. Die Rekruten werden in der Instruktionsstunde mit den Phänomenen Furcht und Angst vertraut gemacht. Sie erfahren, dass es nur wenige Soldaten gibt und gegeben hat, die im Kriege davon überzeugt sind oder waren, dass ihnen nichts passieren kann. Diese Männer hat Gott mit Mut gesegnet oder durch ihren Mut geblendet. Sie fürchten sich nicht. Die meisten Soldaten haben es aber schwerer auf dem Gefechtsfeld. Sie haben vor dem Angriff Angst und fürchten sich während des Gefechtes. Dass ein Soldat im Kriege Angst oder Furcht hat, ist ganz normal. Er braucht sich deswegen auch nicht vor sich selbst zu schämen und seinen Kameraden gegenüber als minderwertig zu empfinden. Zum Feigling wird ein Mann erst, wenn er sich nicht beherrschen kann und Furcht und Angst ihm sein Verhalten diktieren. Tapferkeit ist Überwindung von Furcht und Angst. Bei gleicher kämpferischer Leistung vollbringt der Tapfere mehr als der Mutige. Angst und Furcht sind im Kriege schlechte Berater. Sie lähmen den Verstand und führen zu selbstmörderischen Kurzschlussreaktionen.

2. Den Rekruten wird gezeigt, was sie auf dem Gefechtsfeld erwartet und was sie zu ihrer Selbsterhaltung leisten müssen. Amerikanische Filmproduzenten haben sehr eindrucksvolle und auch lehrreiche Kriegsfilm herausgebracht, deren Handlungen das Publikum von Anfang bis Ende fesseln. Sie sind manchmal militärisch so lehrreich, dass der Kundige den Eindruck hat, diese Filme seien anhand von Ausbildungs- und Führungsvorschriften der US Army geschaffen worden und für das militärpsychologische Training der Bürger der Vereinigten Staaten bestimmt. Die moderne Filmtechnik bietet sich geradezu dafür an, der jungen Mannschaft wirklichkeitsnahe Gefechtsindrücke zu vermitteln. Die dreidimensionalen Filme mit ihrer Stereotontechnik zaubern den Kinobesucher mitten ins Geschehen und machen ihn zum Opfer ihres psychologischen Beschusses. Wer einmal in einem 3D-Film eine Achterbahnfahrt, eine Verbrecherjagd einer amerikanischen Motorradstreife oder einen kühnen Flug miterlebt hat, weiss wie wirklichkeitsnah sich ein 3D-Film auf den Menschen auswirkt. In 3D-Trainingsfilmen kann man den jungen Soldaten

ungestraft dem Feuer schwerer und leichter Waffen aussetzen. Er lernt hören, woher das Feuer kommt und wohin es geht, ob es ihn gefährdet oder über ihn hinwegrauscht. Dem jungen Soldaten können die Eindrücke eines Orts- oder Waldgefechtes vermittelt werden, wobei er erfährt, dass man sich in derartigen Situationen durch die Geräuschkulisse der Häuser und Bäume nicht einschüchtern lassen darf. Dem Rekruten können in einem 3D-Film ein feindlicher Panzerangriff auf seine Stellung oder ein Tieffliegerangriff auf eine Marschkolonne, in der er sich befindet, simuliert werden. Der Infanterist kann in einem Panzer gegen den Feind fahren oder in einem Flugzeug an einer Luftschlacht teilnehmen. In diesen Trainingsfilmen muss der junge Soldat miterleben, dass all die Zelluloidkameraden um ihn, die sich im Gefecht so verhalten, wie sie es in der Ausbildung gelernt haben, erfolgreich sind — für sich oder die gemeinsame Sache, die *res publica*!

3. Psychisches Feuertraining. Der Rekrut soll mit dem Lärm schwerer Waffen bekannt werden. Zu diesem Zweck werden die jungen Soldaten auf einem Artilleriewaffenplatz in einem beschuss-sicheren Bunker untergebracht, von dem aus sie das Zielgelände der Artillerie sehen und in dem sie dem Lärm der schweren Waffen ausgesetzt sind. Etwa 50 Meter vor dem Beobachtungsstand befindet sich eine gut ausgebaute Infanteriestellung. Ihre Besatzung besteht aus Schaufensterpuppen. Für das psychische Feuertraining werden eine leichte und eine schwere Batterie, eine Granatwerferkompanie und ein Pioniertrupp eingesetzt.

Übungsverlauf:

Hintereinander schießen sich eine leichte und eine schwere Batterie sowie Granatwerfer auf den Beobachtungsstand ein. Aus dem Flugbahnlärm der Artillerie lernt der Rekrut kennen, wohin sie schießt und ob er durch ihr Feuer gefährdet ist. Der Krach der ohne jegliche akustische Vorwarnung detonierenden Granatwerfergeschosse belehrt ihn, dass diese unhörbar herankommen und sich erst durch Explosion und Wirkung bemerkbar machen. Feuerpause. Falls dies noch nicht geschehen ist, erfolgt nun die Belehrung der Rekruten über Zweck und Verlauf der bisherigen Waffendemonstration. Dann ruft der Instruktor durch ein Codewort, wie z. B. «Verständigungsprobe», einen Feuerüberfall der leichten und der schweren Batterie sowie der Granatwerferkompanie auf den Beobachtungsstand ab. Der Rekrut erlebt nun kriegsmässig die demoralisierenden Wirkungsmöglichkeiten des Detonationslärms des Geschosshagels eines Feuerüberfalles. Er erfährt dabei aber auch, dass er in einem betonierten Kampfstand einer ständigen Befestigung durch das Trommelfeuer des Gegners nicht gefährdet wird.

Im dritten Akt des psychischen Feuertrainings wird den Rekruten die tatsächliche Wirkung des zusammengefassten Feuers der schweren und der leichten Batterie sowie der Granatwerferkompanie auf die etwa 50 m vor dem Beobachtungsstand liegende Infanteriestellung vorgeführt. Wieder hören sie den Detonationslärm der in unmittelbarer Nähe explodierenden Granaten, aber jetzt erleben sie auch den optischen Eindruck eines Feuerschlages schwerer Waffen. Um und in der Infanteriestellung kracht es. Erdfontänen steigen zum Himmel. Der Rauch der in und um die Infanteriestellung und damit vor dem Beobachtungsstand einschlagenden Granaten beschränkt die Beobachtungsmöglichkeiten der Rekruten und beeindruckt sie. Die Infanteriestellung ist fast nicht mehr zu sehen. Sie liegt unter Dreck und Qualm. Die in dem Beobachtungsstand versammelten jungen Soldaten glauben nunmehr auf Grund ihrer akustischen und optischen Eindrücke des Geschehens, dass sie im Kriege keine Möglichkeiten haben, ein Trommelfeuer überleben zu können. Nach Beendigung des Feuerschlages lassen die Kommandanten der Batterien und der Granatwerferkompanie die Bedienungen von den Geschützen zurücktreten und überzeugen sich, dass die Waffen entladen sind. Dann melden sie dem Instruktor im Beobachtungsstand, dass die Sicherheit auf dem Platz gewährleistet ist. Nun begibt sich der Instruktor mit den Rekruten in die Infanteriestellung. Aus der Wirkung des Feuers auf die Stellung und ihre «Besatzung» erkennen die jungen Soldaten, dass man bei vorschriftsmässigem Stellungsbau und vorschriftsmässigem Verhalten auch ein derartiges «Inferno» unverletzt überleben kann. Sie finden einen tief in die Erde eingebauten Unterstand mit einem völlig unversehrten Schützentrupp. An einer anderen Stelle entdecken sie in einem 1,60 Meter tiefen und sehr engen Deckungsloch einen zusammengekauerten «Pappkameraden», der trotz

Granattrichtern in seiner Nähe alles heil überstanden hat. Sie entdecken auch in dem vorschriftsmässig ausgebauten Grabensystem Abschnitte, die vom feindlichen Feuer nicht erfasst wurden, usw. Nun sieht für sie manches anders aus. Hatten sie nicht vor wenigen Minuten unter dem optischen und akustischen Eindruck des Feuerschlages noch geglaubt, dass niemand in der Infanteriestellung einen derartigen Materialeinsatz heil überstehen könnte? Sie erkennen, dass sie sich von der Lärm-, Qualm- und Dreckkulisse des Feuerschlages täuschen lassen und dass man auch ein derartiges Stahlgewitter überleben kann, wenn man sich so verhält, wie es in der Ausbildung gelehrt wird.

Der vierte Akt des psychischen Feuertrainings setzt für die jungen Soldaten überraschend ein. Sein Beginn ist uhrzeitmässig genau festgelegt. Nun nehmen die Pioniere ihre Tätigkeit auf. Der Instruktor hat die junge Mannschaft am Rande der Stellung antreten lassen und belehrt sie über die Möglichkeiten und die Kunst, einen Feuerschlag schwerer Waffen körperlich unversehrt überleben zu können. Da simulieren in den Feuerstellungen der beiden Batterien die Pioniere mit Knalldarstellungsgeräten Kanonendonner. Der Instruktor wird zum Schauspieler. In dem Augenblick, in dem der simulierte Lärm des Mündungsknalls der Artillerie an sein Ohr dringt und die jungen Soldaten durch ihn aufgeschreckt werden, jagt er die Rekruten in die Deckung der Stellung. Während dieses «Rette-sich-wer-kann»-Manöver im Gange ist, zünden andere Pioniere um die Stellung eingegrabene Sprengkörper. Nach Beendigung des simulierten Feuerüberfalles wird sofort befohlen, dass keiner der Rekruten die Stellung verlässt und jeder in der Deckung bleibt, in der er sich gerade befindet. Der Instruktor kann so überprüfen, ob und wie die einzelnen Rekruten die Deckungsmöglichkeiten der Stellung genutzt haben, nachdem er sie ja erst vor wenigen Minuten anhand des Trefferergebnisses des Feuerschlages der schweren Waffen über das falsche und richtige «Verhalten» der «Pappkameraden» belehrt hatte. An Ort und Stelle erfolgt eine neue Belehrung der Rekruten.

Aus psychologischen Gründen sollte noch am gleichen Abend ein «Kompanieabend» veranstaltet werden, wenn möglich ausserhalb des Kantonnements in einem Gasthof. Zu diesem Abend sind neben den Instruktor und Vorgesetzten auch die Offiziere der schweren Waffen des Feuertrainings geladen. Sie mischen sich im Verlaufe des Umtrunks unauffällig «unters Volk» und provozieren ebenso unauffällig die jungen Rekruten, sich von ihren Erlebnissen *freireden* zu können. Sie sollen Fragen stellen und aussprechen. Eine derartige Unterhaltung ist auch für die Vorgesetzten sehr lehrreich. Im Verlaufe der einzelnen Gespräche werden die Rekruten moralisch wiederaufgerüstet. Es wird ihnen berichtet, dass Millionen von Infanteristen kriegsführender Nationen im Ersten und Zweiten Weltkrieg wiederholt wesentlich stärkerem und längerem Feuer ausgesetzt waren und doch den Krieg unversehrt überlebt hätten. Sie bekommen zu hören, dass die moralische Wirkung des Feuers schwerer Waffen gefährlicher ist als die tatsächliche; das hätten sie ja auch aus den Trefferergebnissen gesehen. Allerdings sei die Besatzung einer Infanteriestellung, die sich durch das Feuer schwerer Waffen solange in Deckung zwingen lässt, bis die feindlichen Grenadiere auf Nahkampferfernung herangekommen ist, verloren. Furcht und Angst seien schlechte Berater des Soldaten! Nach diesen Gesprächen wechseln die Leitungsorgane des geselligen Zusammenseins das Thema. Sie interessieren sich für die persönlichen Belange der Rekruten, für Herkunft, Berufswünsche und Sorgen. Die jungen Soldaten sollen von den Eindrücken des psychischen Feuertrainings abgelenkt werden, um ruhig schlafen zu können. Wenn sich einer von ihnen nach und wegen der Belastung durch das Feuertraining betrinkt, weil seine Nerven überfordert wurden, so ist er von seinen Kameraden und Vorgesetzten als psychisch Kranker zu behandeln. Kein Vorgesetzter darf ihm befehlen, das Fest zu verlassen. Kameraden bringen ihn möglichst unauffällig ins Quartier.

Haben nun die Rekruten während des Feuertrainings die Wirkungsmöglichkeiten schwerer Waffen, die Deckungsmöglichkeiten und damit die Möglichkeit, einen Feuerschlag zu überleben, kennengelernt, so muss ihnen jetzt gezeigt werden, dass *Waffenwirkung vor Deckung geht* und der Soldat die grössten Aussichten hat, einen Krieg zu überleben, der seine Waffen meistert und rechtzeitig einsetzt. Dies wird ihnen an dem dem Feuertraining folgenden Tag in einem Lehrfilm demonstriert. Sie sehen zunächst den ihnen vom Vortag her bekannten Beobachtungsstand und die

Stellung. Infanteristen besetzen die Stellung und richten sich zur Verteidigung ein. Da schiesst sich der Gegner mit schweren Waffen auf die Stellung ein. Die Infanteristen flüchten in die Unterstände. Kein Auge ist mehr am Feind. Nun zeigt die Kamera feindliche Infanterie, die in einer Mulde liegt und auf den Befehl zum Angriff auf die Stellung wartet. Ihr Kommandant beobachtet das Einschliessen der schweren Waffen auf die den Rekruten so bekannte Stellung. In dem Moment, in dem die schweren Waffen zum Wirkungsschiessen übergehen, tritt die feindliche Kompanie zum Angriff auf die Stellung an. Nun erleben die Rekruten im Film den Eindruck des Feuerschlages auf *ihre* Stellung und den Angriff des Gegners von der Feindseite her mit. Auf Grund des Erlebens des Feuertrainings vom Vortag sympathisieren sie mit den Verteidigern ihrer Stellung und ergreifen Partei für sie, besonders, wenn sie die Uniformen der eigenen Nation tragen. Die Angreifer gehen zunächst sehr vorsichtig gegen die Stellung vor. Aber da kein Schuss gegen sie fällt, werden sie immer kühner und schneller. Schliesslich und endlich arbeiten sie sich unter Ausnutzung aller Deckungsmöglichkeiten an die Feuerwand ihrer Artillerie heran. Während aller Phasen des Angriffs können die Rekruten im Film das entfernungsmässig bedingte Flugbahngeräusch der Geschosse wahrnehmen, die über die feindliche Infanterie hinwegrauschen. Jetzt liegen die Angreifer keine 50 Meter mehr von der unter schwerem Beschuss stehenden Stellung entfernt. Die Kamera schwenkt auf ihren Kompaniekommandanten über, der drei grüne Leuchtkugeln gegen den Himmel schiesst. Die Rekruten sehen, wie die feindliche Artillerie ihr Feuer — von der Feindseite her gesehen — soweit, aber nur soweit hinter die Stellung verlegt, dass ihre die Stellung stürmende Infanterie nicht durch die Splitterwirkung ihrer Granaten gefährdet und behindert wird. Der Film zeigt den jungen Soldaten, wie nun *ihre* Stellung genommen wird. Das Feuer der schweren Waffen des Gegners liegt jetzt hinter ihrer Stellung. Die feindlichen Infanteristen springen auf, rennen zum Grabensystem, werfen Handgranaten in die Schützengräben und springen in sie hinein, ohne auf Widerstand zu stossen. Sie machen jede Gegenwehr unmöglich. Kaum wagen sich einige Verteidiger aus einem Unterstand heraus, da brechen sie schon im Feuer der Angreifer zusammen. In eine andere Deckung werfen die Angreifer geballte Ladungen. Die Besatzung eines weiteren Unterstandes wird mit Nebelhandgranaten kampfunfähig gemacht. Sie ergibt sich. Die Kamera zeigt in Grossaufnahme, wie diese unglücklichen Soldaten einzeln, hustend und mit verquollenen Augen, die Hände erhoben, aus dem Unterstand emporkommen und von ihren Feinden mit Kolbenstössen auf einem Platz zusammengetrieben, ausgeplündert und in Gefangenschaft geführt werden. Dann sehen die Rekruten, wie der feindliche Kompaniekommandant auf den Unterstand zugeht, dessen Besatzung mit geballten Ladungen ausgeschaltet wurde, und mit seinem Adjutanten in ihn hinabsteigt. Er findet nur Tote und Sterbende. Von diesen schwenkt die Kamera auf den feindlichen Kommandanten und seinen jungen Adjutanten zurück. Der Kommandant klopft dem Adjutanten auf die Schulter: «Komm, gehen wir! Diese Dummköpfe! Benehmen sich wie eine Hammelherde! Lassen sich widerstandslos abschlagen, anstatt zu kämpfen! Ihre Angst war unser Bundesgenosse!» Die beiden Offiziere des Gegners gehen die Stufen vom Unterstand zum Graben hinauf. Kein Gefechtslärm ist mehr zu hören. Die Kamera zeigt nun in Grossaufnahme den feindlichen Kompaniekommandanten, der zu seinem Adjutanten sagt: «Es hätte für uns wesentlich anders kommen können!» Dann dreht sich der Kommandant auf der Leinwand dem Rekrutenlehrgang zu: «Wenn ihr euch nicht verkrochen hättet, wenn trotz des Feuers einige eurer Augen und Ohren am Feind geblieben wären, dann wären wir nicht hier!» Nebel steigt aus dem Graben auf und verhüllt den Kommandanten. «Keiner oder nur wenige von euch wären gefallen, keiner von euch aber umsonst gestorben!» Der Nebel beginnt sich langsam zu lichten. Wieder zeigt der Film den Rekruten das ihnen vom Vortag her so vertraute Übungsgelände mit dem Beobachtungsstand und der Stellung. Aber jetzt befinden sich am rückwärtigen Rand der Stellung Grabhügel mit Birkenkreuzen.

4. Überwindung des Panzerschrecks. Den Rekruten wird erklärt, dass sie auf Grund der panzerbrechenden Waffen ihrer Kompanie und ihres Bataillons bei richtigem Verhalten der Waffenwirkung feindlicher Panzer nicht hilflos ausgesetzt sind. Dies wird den jungen Wehrmännern aber nicht bewiesen, wenn sie ihre panzerbrechenden Waffen im Panzernahbekämpfungslehrgang bedienen und ihre Treffsicherheit auf bewegliche Scheiben erproben müs-

sen. Der durch Pappscheiben simulierte Gegner ist ja gefahrlos, sogar ziemlich geräuschlos. Sie müssen der Wirkung ihrer panzerbrechenden Waffen vertrauen lernen.¹⁸

Man kann ihnen wohl die Durchschlagskraft ihrer Panzerbekämpfungsmittel anhand der Wirkung auf Panzerplatten verschiedener Stärke zeigen. Aber der Eindruck der Schusslöcher und der Sprünge ist zu abstrakt, zu lehr- und museumsmässig, um die Wirklichkeit zu vermitteln. Die Wehrmänner wollen die Wirkung ihrer Waffen gegen einen feindlichen Panzer erleben. Da im Frieden keine erbeuteten Panzer zur Verfügung stehen, an denen man den Rekruten wirklichkeitsnah die Stärke ihrer panzerbrechenden Waffen demonstrieren kann, und die eigenen Panzer zu teuer und durch ihre Präsenz zu wertvoll sind, um auch nur einige davon in einer Waffendemonstration vor einem Rekrutenlehrgang zu opfern, bleiben nur filmische Möglichkeiten übrig. Man sollte den Dschungel der Bildberichterstattung der Kriege unseres Jahrhunderts nach Szenen durchforschen, die der jungen Mannschaft die Wirkung panzerbrechender Infanteriewaffen beweisen. Es sollte ihr im Film gezeigt werden, wie die unaufhaltbar fortschreitende Waffentechnik die panzerbrechenden Infanteriewaffen immer wirkungsvoller macht.¹⁹ Nachdem die jungen Soldaten während ihrer Waffenausbildung ihr Können und die Treffsicherheit ihrer panzerbrechenden Waffen erproben, die Wirkung ihrer Geschosse auf Panzerplatten sehen und im Film die Auswirkungen ihrer Waffen auf feindliche Panzer und deren Besatzungen beobachten konnten, müssen sie noch zur Immunisierung gegen den Panzerschreck möglichst wirklichkeitsnah Schwächen und Hilflosigkeiten ihrer gepanzerten Gegner erfahren. Jeder Grenadier sollte während seiner Ausbildung einmal in einem Kampfpanzer mitfahren dürfen, um kennenzulernen, was und wie wenig die Besatzung während des Einsatzes sieht und wie taub diese kleine Kampf- und Schicksalsgemeinschaft nach aussen ist. Er sollte dabei in der Praxis miterleben, wie hilflos so ein schreckenerregendes stählernes Ungeheuer in bestimmten Situationen einem einzelnen Soldaten ausgesetzt ist, der seine Waffe meistert und sie richtig einsetzt. Ein derartiges Erleben — das Erleben der Probleme der anderen Seite — stärkt das kämpferische Selbstvertrauen des jungen Soldaten und trainiert ihn gegen Furcht und Angst. Er weiss, wann, wo und wie er, ohne viel zu riskieren, einen Panzer des Feindes vernichten kann.

Es müsste deswegen in das Ausbildungsprogramm jeder Rekrutenschule eine Panzerbekämpfungslehrrübung eingeplant sein, in deren Verlauf die Handicaps und Probleme der feindlichen Panzerwaffen schulmässig demonstriert werden. Für die Planung einer derartigen Panzerbekämpfungsübung folgender Vorschlag, der weniger Schema als Anregung für die Gestaltung sein soll.²⁰ Teilnehmer dieser Übung sind die Kompanie einer Rekrutenschule und eine Panzerkompanie als Lehrtruppe. Ort ist ein Waffenplatz mit einem geräumten Dorf.

Moment 1: Die Rekruteneinheit erwartet an einem Ortsausgang das Eintreffen der Panzerkompanie. Da wird vom Ort her das Geräusch schwerer Kraftfahrzeugmotoren vernehmbar, das langsam immer näher kommt. Die Rekruten glauben, dass die Panzer kommen. Sie blicken in die Richtung des Motorenlärms. In ihren Sichtbereich kommen aber keine Panzer, sondern schwere Ver-

¹⁸ 1941 stellte es sich in Russland bald heraus, dass die 3,7-cm-Geschütze der deutschen Panzerjägerkompanien auf Grund ihrer Kleinkalibrigkeit und der geringen Anfangsgeschwindigkeit ihrer Geschosse zur Bekämpfung der Sowjetpanzer ungeeignet waren. Man nannte sie «Panzeranklopfgeräte». Zum Träger der Panzerabwehr der nach Osten vordringenden deutschen Divisionen wurde neben den Panzerregimentern und Sturmgeschützabteilungen die 8,8-cm-Flakartillerie der Luftwaffe. Im Oktober tauchten an der Front plötzlich neue, bisher unbekannte sowjetische Panzer auf: die T 34. Jede Woche wurden es mehr, und jeden Tag wurden ihre Besatzungen kühner, weil sie in jedem Gefecht die Erfahrung machten, dass sie ballistisch und technisch den deutschen Panzern und Sturmgeschützen weit überlegen waren. Sie lernten die Wirkung ihrer Waffe kennen, vertrauten ihr deswegen, setzten sich ein, um im Kampfe das letzte aus dem technischen und ballistischen Potential herauszuholen. Die deutschen Panzersoldaten und Sturmartilleristen mussten es dagegen fast jeden Tag erleben, dass ihre Gegner in den T 34 im Gefecht den «längeren Arm und die besseren Bandagen» hatten.

¹⁹ In der TOW-Lenkwanne hat die US Army jetzt eine drahtgelenkte Panzerabwehrrakete, die automatisch das vom Schützen anvisierte Ziel trifft. Die ausserordentlich grosse Zielgenauigkeit dieser Infanteriewaffe wurde kürzlich in Redstone Arsenal (Alabama) demonstriert: 14 Soldaten aus einer Gruppe von 15 Mann trafen gleich beim ersten Schuss ins Zentrum, und nur einer benötigte einen zweiten Schuss. Beim TOW-System handelt es sich um eine äusserst wirksame Infanteriewaffe. Sie ist leicht transportabel und kann von einem Dreibein, von Fahrzeugen oder Hubschraubern aus abgefeuert werden. («Soldat und Technik», Frankfurt, Juni 1970.)

²⁰ Personennamen und Ortsbezeichnungen frei erfunden.

sorgungsfahrzeuge, die langsam auf der Strasse an ihnen vorbeifahren. Der Instruktor belehrt die Rekruten, dass und wie sich ein Soldat vom Motorenlärm täuschen lassen kann. Wieder hören die Rekruten in der Ortschaft Motorenlärm. Nun kommt die Panzerkompanie. Sie fährt langsam auf der Strasse vor den Rekruten vorbei. Kein Panzersoldat ist zu sehen. In einer Entfernung von etwa 500 Metern machen die Panzer plötzlich kehrt, fahren nebeneinander auf die Rekruten zu und halten kurz vor ihnen. Wie auf einen Pfiff steigen die Panzerbesatzungen aus ihren Kampffahrzeugen aus und treten vor ihnen an. Mancher Rekrut wird sich während dieses Manövers gefragt haben: «Warum fahren denn die Panzer an uns vorbei? Sehen sie uns denn nicht? Sie müssten uns doch sehen!» Seine Neugierde wurde bewusst provoziert.

Moment 2: Die Rekruten dürfen nun das Innere — den Kampfraum und die sichtbare Technik — der Panzer anschauen und an die Besatzung Fragen stellen. Es ist zu erwarten, dass die Panzersoldaten von Rekruten gefragt werden, warum sie denn vorhin an ihnen vorbeigefahren wären und ob sie sie nicht gesehen hätten. Die Panzerkommandanten sind von der Übungsleitung angewiesen, auf diese Frage zu warten und wenn sie nicht gestellt wird, sie herauszufordern. In diesem Falle fragen die Panzerkommandanten die Rekruten, was sie sich gedacht hätten, als die Panzerkompanie an ihnen vorbei und viel zu weit fuhr. Sicher wird er von einem Rekruten die Antwort erhalten: «Weil ihr uns nicht gesehen habt!» Daraufhin dürfen sich die Rekruten in den Panzern davon überzeugen, wie beschränkt der Sichtbereich der Besatzung ist. Jeder nimmt dabei die Sitze der einzelnen Besatzungsmitglieder vom Fahrer bis zum Kommandanten ein. Nach dieser Vorführung erfolgt eine kurze Belehrung der jungen Soldaten durch den Kommandanten der Panzerkompanie. Ausgangspunkt der Belehrung ist der von den Rekruten wahrgenommene eingeengte Sehbereich der Panzerbesatzung. Dann geht der Instruktor zum psychologischen Wirkungsschiessen auf die Rekruten über:

- Sie haben die «Blindheit» einer Panzerbesatzung gesehen.
- Panzersoldaten sind aber keine Selbstmörder; auch sie wollen einen Krieg überleben, wollen sich vor ihren Kameraden anderer Waffengattungen bewähren und ihnen helfen.
- Die Chance des Panzermanns, einen Krieg gesund zu überleben, liegt nur darin, dass er und sein Kommandant sich in Gefahrensituationen vorschriftsmässig verhalten und die Besatzung auf Grund ihres Gefechtsdrills sofort als Einheit gegen eine Bedrohung reagiert.
- Der Inhalt militärischer Verhaltensvorschriften für den kämpferischen Einsatz ist nicht aus der Luft gegriffen. Er ist das Resultat der Erfahrungen kriegserfahrener Frontoffiziere, die diese Erfahrungen durch Blut und Leben ihrer Kameraden gewonnen haben.
- Der Inhalt unserer Ausbildungsvorschriften, die dem Überleben unserer Soldaten und der Erhaltung der Freiheit unseres Landes dienen, haben Soldaten anderer Nationen mit Blut und Leben bezahlt.
- Die Waffen des Panzers sind *Feuer und Bewegung!* Ein Panzer, der dem Gegner «Scheibe steht», ist verloren. Deswegen kann ein auf sich angewiesenes Panzerbataillon — ein Bataillon ohne Begleitinfanterie — keine Ortschaft erobern, in der sich gut ausgebildete und deswegen mutige Soldaten des Gegners befinden.

Moment 3: Die Rekruten werden nun wirklichkeitsnah davon überzeugt, dass Panzer keine Ortschaft erobern können, wenn sich die Verteidiger richtig verhalten.

Der Instruktor gibt den jungen Soldaten folgende Kriegslage bekannt:

«Für unsere Übung nehmen wir an, dass unser Vaterland vor wenigen Stunden von Streitkräften einer fremden Nation überfallartig angegriffen worden ist. Dem Feind ist es sehr rasch gelungen, an einer Stelle unsere Grenzverteidigung zu durchbrechen. Er hat diesen Erfolg sofort ausgenützt. Die Angriffsspitzen seiner Panzerverbände dringen nun in wilder Fahrt, ohne bisher auf Widerstand zu stossen, immer weiter in unsere Heimat vor. Sie müssen aufgehalten und vernichtet werden, damit der General das Loch in unserer Grenzverteidigung wieder schliessen kann. Auf Grund dieser Lage wurde die Rekrutenschule heute nacht alarmiert und unsere Kompanie hierher gebracht. Wir haben den Auftrag, hier in Stellung zu gehen, um den Gegner solange wie möglich aufzuhalten. Wir sind gerade hier angekommen und

hören nun folgendes: Vor etwa zwei Stunden hat ein Postbeamter aus Urdorf seinen hiesigen Kollegen angerufen und ihm aufgeregt mitgeteilt: „Feindliche Panzer rasen bei mir vorbei! Sie können bald bei euch sein! Infanterie sehe ich keine! Bleibt am Apparat! Schlagt erst alles kaputt, wenn ihr persönlich vom Feinde angegriffen werdet. Verstanden?“»

Nun werden die Rollen für diese Übung bestimmt. Die Rekruten dürfen in den Panzern die Plätze der Richt- und Ladeschützen einnehmen. Die Panzerkompanie rückt ab und bezieht ihre Ausgangsstellung, die von der Ortschaft aus nicht eingesehen werden kann. Der Kommandant der Panzerkompanie steht in Funkverbindung mit dem Instruktor der Rekruten, damit die Übung planmässig anläuft. Bis der Instruktor die Panzerkompanie zur Feinddarstellung abrufen kann, vergeht einige Zeit, in der die Panzerkommandanten ihre Gäste aus der Rekrutenschule mit der Technik des Turmes vertraut machen. Es wird mit ihnen geübt, wie man den Turm dreht, und ihnen der geringe Blickwinkel des Panzerkommandanten demonstriert.

Der Instruktor hat zunächst einmal die Lehrgangsteilnehmer dem Abrücken der Panzer zusehen und die glücklichen Rekruten, die in den Panzern mitfahren durften, beneiden lassen. Kaum sind die Panzer ausser Sicht und ihr Lärm ausser Hörweite der Rekruten, erregen und fesseln nicht mehr die Aufmerksamkeit der jungen Soldaten, lässt sie der Instruktor antreten. Er erlaubt seinen jungen Kameraden, dass sie sich im Halbkreis um ihn setzen, und gibt für die Raucher «Feuer frei!» Dann verstrickt er sie psychologisch mit dem Zweck der Übung und der angenommenen Kriegslage:

«Zweck der Übung: Euer Überleben eines Krieges! Ihr sollt es jetzt in diesem Kriegsspiel erfahren, wie hilflos feindliche Panzer ohne Infanterieschutz gegen mutige Einzelkämpfer sind. Übungslage: Wir sind ein neutraler Staat, glauben und hoffen, dass uns unsere Neutralität vor einem Krieg bewahrt. Ihr habt aber vor wenigen Minuten gehört, dass eine fremde Macht ohne Achtung unserer Neutralität die Schweiz überfallartig angegriffen hat und Panzerverbände des Feindes immer weiter in unser Land vordringen. Die Rekrutenschule wurde deswegen alarmiert. Unsere Kompanie ist soeben hier eingetroffen. Wir haben den Auftrag, den Feind hier möglichst lange aufzuhalten, um für unsere Armee die Zeit zu gewinnen, die für den Schutz unserer Heimat erforderlich ist.»

Und da steht auch schon ein Leitungsorgan der Übung in Postuniform vor dem Instruktor und berichtet: «Hauptmann! Feindliche Panzer sind durch Urdorf gefahren. Schon vor zwei Stunden hat mich mein Kollege aus Urdorf angerufen. Sie können bald hier sein! Es sind aber nur Panzer ohne Infanterie!» Der «Postbeamte» spricht so laut, dass die Rekruten seine Meldung hören können. Der Instruktor wendet sich an einen Wachtmeister: «Die Fahrzeuge müssen sofort von der Strasse weg!²¹ Bringen Sie sie in Höfen und Scheunen unter. Fahrtrichtung Strasse!» Dann zum Lehrgang: «Von Urdorf bis hierher sind es 40 Kilometer. Die Panzer könnten jeden Moment hier sein, wenn ich sie nicht in dieser Übung als der liebe Gott am Zügel hätte. Im Ernstfall weiss aber keiner von uns, wie weit der Gegner schon vorgedrungen ist. Es ist zum Beispiel ungewiss, ob der Postvorstand in Urdorf nicht seine Kollegen in den Ortschaften zwischen Urdorf und uns alarmiert hat, bevor er hier angerufen hat. Wir wissen auch nicht, ob sich in der Zwischenzeit eine feindliche Infanterieeinheit den Panzern angeschlossen hat. Es ist uns unbekannt, wann der Feind hierherkommt und wieviel Zeit wir haben, uns zur Verteidigung einzurichten. Eine derartige Ungewissheit ist im Kriege keine Ausnahme, sondern die Regel! Wenn Sie sich in die Lage hineindenken, so wird Ihnen klar, dass Ihr Kompaniekommandant keine Zeit verlieren darf und sofort handeln muss. Das Kommando über die Kompanie übernimmt der Leutnant Reto Schmidt. Denken Sie daran, dass ich als der liebe Gott in diesem Kriege zunächst einmal die Zeit stillstehen lasse und wir zunächst im Zeitlupentempo handeln. Nun versetzen Sie sich einmal alle in die Lage des Leutnants Reto Schmidt — da drüben steht er —, und überlegen Sie sich einmal, was Sie in seiner Situation tun würden. Jeder von Ihnen ist nun der Leutnant Reto Schmidt.»

Die Rekruten erhalten Zeit zum Nachdenken und die Gelegenheit, unter Leitung ihrer Zugführer die Lage zu diskutieren. Dann fragt der Instruktor einzelne Rekruten, was sie an der Stelle des

²¹ Gemeint sind die Transportmittel der RS.

Leutnants tun würden. Durch seine Fragestellung erarbeitet der Instruktor mit den Rekruten den Entschluss des Kompaniekommandanten:

- 1. Frage: «Welchen Auftrag hat unsere Rekrutenkompanie?»
Antwort: «Den Feind hier solange wie möglich aufzuhalten, damit die Armeeführung Zeit für Gegenmassnahmen gewinnt!»
- 2. Frage: «Was wissen wir über den Feind?»
Antwort: «Wir wissen nur, dass feindliche Panzer ohne Infanterie durch Urdorf gefahren sind. Wir wissen nicht, ob und wann sie zu uns kommen. Wir wissen auch nicht, ob sie allein oder mit Infanterie kommen.»
- 3. Frage: «Wenn wir also nicht wissen, wann die Panzer und ob sie allein oder mit Infanterie hierherkommen, was machen wir dann?»
Antwort: «Wir müssen damit rechnen, dass die Panzer jeden Augenblick mit oder ohne Infanterie hier eintreffen können, und müssen auftragsgemäss alles tun, den Feind hier aufzuhalten!»
- 4. Frage: «Können wir den Feind hier aufhalten, und warum können wir ihn hier aufhalten?»
Antwort: «Weil der Blickwinkel der Panzerbesatzungen sehr eng ist, sie sehr wenig sehen und wir hier in der Ortschaft vom Feinde ungesehen und ohne Gefahr aus den Häusern heraus mit unseren Waffen feindliche Panzer vernichten können!»
- 5. Frage: «Was machen wir also?»
Antwort: «Wir legen uns in den Häusern beidseits der Strasse in den Hinterhalt und versuchen, die feindlichen Panzer, die uns nicht sehen können, abzuschiessen.»
- 6. Frage: «Nehmen wir einmal an, Sie wären der Kommandant eines Feindpanzers. Der Panzer, der vor Ihnen durch die Ortschaft fährt, steht plötzlich in Flammen und blockiert zunächst einmal die Strasse. Würden Sie stehenbleiben, bis Sie an diesem Hindernis vorbeikommen können, oder was würden Sie als Panzerkommandant tun?»
Antwort: «Auf keinen Fall stehenbleiben! Um keinen Preis dem feindlichen Panzerjagdsoldaten Scheibe stehen! Sofort kehrtmachen und aus der Ortschaft wieder raus!»
- 7. Frage: «Wir wissen alle, wie langsam die Kehrtwendung eines Panzers vor sich geht. Wenn Sie als jetziges Spitzenfahrzeug kehrtmachen, müssen alle nachfolgenden Panzer ebenfalls wenden. Stehen Sie denn nicht während der Ihnen endlos scheinenden Zeit der Veränderung der Fahrtrichtung dem Feind, der sich in den Häusern der Ortschaft festgesetzt hat und für Sie unsichtbar ist, Scheibe?»
Antwort: «Doch, denn ich sehe ja als Panzerkommandant sehr wenig. Während der Kehrtwendung gewinnen die feindlichen Infanteristen genügend Zeit, um die Panzer aus dem Hinterhalt heraus aus nächster Entfernung gemächlich in die Luft zu jagen!»
- 8. Frage: «Wir haben, wie ich Ihnen mitgeteilt habe, den Auftrag, den Feind aufzuhalten. Wenn es also einem von uns gelingt, in der Ortschaft einen der vordersten Panzer zu vernichten, so kann das brennende Wrack den folgenden Panzern den Weg versperren, wenn die Ortsdurchfahrt wie hier nicht sehr breit ist. Wir halten also den Feind auf, indem wir das Vordringen der Panzer verzögern. Die Panzer werden also vor dem brennenden Wrack umkehren müssen. Und während der Kehrtwendung, die ja sehr langsam vor sich geht, bieten uns die Feindpanzer ein günstiges Ziel. Wenn wir uns richtig verhalten und den Schwächemoment der Panzer ausnützen, können wir weitere feindliche Panzer vernichten, vielleicht die ganze Kompanie. Damit hätten wir unseren Auftrag erfüllt und das getan, was man von uns erwartet. Nun hat uns der Kommandant der Panzerkompanie darauf hingewiesen, dass der Erfolg der Panzer und ihre Überlebenschance in Feuer und Bewegung liegen. Was müssen wir also tun, damit wir den feindlichen Panzern überlegen sind und sie bekämpfen können?»
Antwort: «Wir müssen uns ihrem Feuer entziehen!»
Frage: «Also uns verstecken, bis sie vorbei sind?»
Antwort: «Nein, irgendwo in Deckung gehen, wo uns die Besatzungen der feindlichen Panzer nicht sehen oder nicht treffen, wir sie aber bekämpfen können!»
Frage: «Zum Beispiel?»
Antwort: «Hinter einem Kellerfenster oder einer Dachluke!»

Frage: «Wie wir aber auch gehört haben, liegt die Wirkung der Panzer und die Überlebenschance ihrer Besatzung in der Bewegung der Panzer, in ihrem Fahrttempo. Nehmen wir an, dass es uns nicht gelingt, den Spitzenpanzer abzuschiessen, dann jagt die feindliche Panzerkompanie in einem Tempo durch das Dorf, dass wir gar nicht zur Wirkung kommen. Und was dann? Haben wir dann unseren Auftrag erfüllt?»
Antwort: «Nein!»

- 9. Frage: «Kann mir irgend jemand von Ihnen sagen, ob wir eine Möglichkeit haben, von vorneherein zu verhindern, dass die feindlichen Panzer an uns vorbeifahren sind, bevor wir zum Schuss gekommen sind?»
Antwort: «Wir müssen ihre Fahrt verlangsamen und den Weg blockieren, wenn möglich sie zum Halten zwingen.»
Frage: «Wie wollen Sie denn das fertigbringen?»
Antwort: «Ich kann ja den Fahrweg der Feindpanzer einfach durch gefälltete Bäume oder Fahrzeuge blockieren.»
Frage: «Ob wir in unserer Lage die Zeit und das Gerät dazu haben, um Bäume zu fällen und Strassensperren zu bauen, wissen wir nicht. Aber nehmen wir an, wir haben noch die Zeit dazu, am Ortseingang eine Panzersperre zu errichten, wird diese Sperre uns nutzen oder schaden? Der Feind sieht die Sperre, was wird er tun?»
Antwort: «Die Sperre warnt den Feind. Er wird nicht durch das Dorf, sondern um es herumfahren. Er gerät nicht in unseren Hinterhalt. Wir können sein Vordringen kaum verzögern und ihn nicht zum Stehen bringen!»
Frage: «Wenn wir also die Zeit haben, Sperren zu bauen, wo müssen wir das dann tun?»
Antwort: «In der Ortschaft, an einer möglichst engen Stelle, womöglich so, dass sie der Feind erst im letzten Augenblick sieht.»
- 10. Frage: «Nun sind aber vor uns noch eigene Truppen. Es kann ja sein, dass sie sich vor dem Feind zurückziehen müssen und durch das Dorf fahren wollen. Es ist auch möglich, dass ein feindlicher Panzer Jagd auf eine unserer Betriebsstoffkolonnen macht. Wir haben nun im Dorf Sperren errichtet, die der Führer der Kolonne erst im letzten Augenblick und für die Kolonne zu spät sehen kann. Der Panzer ist hinter der Kolonne her, deren Fahrzeuge schneller sind als der Panzer. Unsere Kameraden in den Lastkraftwagen wissen, dass sie den gefährlichen Feind nur abschütteln können, wenn die Fahrer die letzte Energie aus ihren Motoren herausholen. In einem fast selbstmörderischen Tempo fährt nun diese vom Feind gehetzte Nachschubkompanie arglos in das Dorf hinein. Unerwartet blockieren plötzlich unsere Sperren die Fahrt. Was passiert dann?»
Antworten: «Das Spitzenfahrzeug fährt in die Sperre hinein, die ihm folgenden Fahrzeuge, die nicht mehr rechtzeitig bremsen können, fahren aufeinander auf. Aus der Kolonne wird ein Schrotthaufen.» — «Selbst wenn der Fahrer des Spitzenfahrzeuges seinen Kraftwagen vor unserer Sperre noch rechtzeitig zum Stehen bringt, kommt es bei dem Tempo der Fahrzeuge zu einer Karambolage, zu einem verhängnisvollen Durcheinander, wodurch der feindliche Panzer die Kolonne einholen kann.» — «Es braucht durch unsere Sperre der Kolonne gar nichts zuzustossen, weil sie der Spitzenfahrer noch rechtzeitig sieht und die anderen Fahrer ihre Wagen ohne Unfall zum Stehen bringen können. Die Kolonne verliert nun gegenüber dem feindlichen Panzer viel Zeit. Sie muss auf der Strasse kehrt machen, eine Umgehungsmöglichkeit der Sperre suchen. Unsere Sperren im Dorf können zu einem Irrgarten für sie werden. Es kann sogar sein, dass sie auf ihren Verfolger zufahren muss.» — «Es kann sein, dass in der Kolonne eine Panik eintritt, die Kameraden ihre Fahrzeuge stehen lassen und in die Häuser fliehen, um sich vor dem feindlichen Panzer zu verkriechen. Dann ist zwar die Strasse gründlich gesperrt, aber die Fahrzeuge der Nachschubkompanie werden vom Feind vernichtet.»
Frage: «Wir haben uns jetzt also erarbeitet, dass unsere Sperren eigenen Truppen zur Katastrophe werden können. Andererseits wollen wir ja die feindlichen Panzer in unserer Ortschaft zum Stehen bringen, damit wir genügend Zeit haben, sie zu vernichten. Wenn wir Zeit haben, werden wir also Sperren bauen, die uns die Panzer aufhalten. Nur dürfen unsere Sperren nicht eigene Truppen gefährden. Was können und müssen wir tun?»
Antwort: «Wir müssen eigene Truppen rechtzeitig darauf auf-

merksam machen, dass die Ortsstrasse gesperrt ist und sie um das Dorf herumfahren müssen.»

Frage: «Wie machen wir das?»

Antwort: «Wir müssen vor der Ortschaft einen Posten aufstellen, der eigene Truppen darauf hinweist, dass sie nicht durch das Dorf fahren können, und ihnen sagt, wie sie den Sperren ausweichen können.»

- 11. Frage: «Glauben Sie denn nicht, dass Ihr Kompaniekommandant sowieso einen derartigen Posten aufstellt, der die Strasse in Richtung Front beobachtet?»

Antwort: «Doch, das muss er. Wir müssen ja die Augen am Feind haben! Der Posten muss die Strasse, auf der die Feindpanzer kommen können, möglichst weit übersehen können, damit er uns rechtzeitig durch Funk alarmieren kann, wenn sie kommen.»

- 12. Frage: «So, jetzt nehmen wir einmal an, dieser Vorposten meldet ihrem Kompaniekommandanten, dem Leutnant Reto Schmidt, dass die Panzer, die auf uns zufahren, nicht allein sind. Auf den Kampfswagen liegen und hocken feindliche Infanteristen. Zwischen den Panzern fahren gepanzerte Schützenwagen. Unsere Kompanie ist bereits in der Ortschaft im Hinterhalt. Der eine von Ihnen lauert aus einer Dachluke heraus auf den Feind, der andere ist hinter einem Kellerfenster, wieder ein anderer steht hinter dem Ausgang eines Hauses oder einem Scheunentor usw. Und nun rasen zwölf Feindpanzer mit aufgefressenen Infanteristen und einige gepanzerte Schützenwagen auf der Strasse auf unser Dorf zu. Was würden Sie als Kompaniekommandant tun?»

Antwort: «Ich würde mit der Kompanie im Hinterhalt bleiben und den Feind in die Ortschaft hineinfahren lassen, um ihn dann mit unserem Feuer plötzlich zu überfallen, so wie es für den Fall geplant war, dass die Feindpanzer alleine kommen.»

Frage an einen anderen Rekruten: «Halten Sie das für richtig? Der Kompaniekommandant sieht, dass die Panzer mit Infanterie kommen, also nicht alleine sind, und lässt alles beim alten? Die Situation ist doch jetzt anders?»

Antwort: «Der Kompaniekommandant muss jetzt alles beim alten lassen. Der Feind kommt jetzt so rasch, dass der Leutnant gar nicht mehr die Zeit und Möglichkeit hat, die Kompanie anders einzusetzen. Wichtig für uns ist nur, dass der Feind in unseren Hinterhalt fährt. Wenn es uns gelingt, ihn mit unserem Feuer zu überraschen, dann schießen wir die Infanteristen von den Panzern herunter und jagen diese in die Luft.»

Frage an einen anderen Rekruten: «Sie sind in Stellung am Ortseingang und sehen die Panzer kommen. Da ist der erste kurz vor Ihnen, Sie zielen, schießen, und schon brennt der ganze Apparat. Was macht der Feind?»

Antwort: «Er fährt nicht mehr weiter. Damit ist unser Hinterhalt zwecklos!»

Frage: «Also, wenn der Feind nicht mehr weiterfährt, dann hat ja ein einziger von uns den Auftrag der Kompanie erfüllt. Glauben Sie, dass nun die durch Infanterie verstärkte feindliche Panzerkompanie ganz einfach vor dem Dorfe stehenbleibt und wartet, was da werden soll, nur weil ihr Spitzenpanzer brennt?»

Antwort: «Nein! Die feindliche Panzerkompanie hat ja einen Auftrag, den sie erfüllen muss.»

Frage: «Was kann und wird der Kommandant dieser Kompanie tun, um seinen Auftrag zu erfüllen?»

Antwort: «Er wird entweder versuchen, um das Dorf herumzufahren und uns in unserer Stellung liegenzulassen, oder uns angreifen. Seine Infanteristen gehen nun unter dem Feuerchutz der Panzerkanonen gegen uns vor.»

Frage: «Und dass die feindlichen Panzer um unsere Stellung risikolos herumfahren oder unter Infanterieschutz in das Dorf eindringen können, das dürfen wir ja gar nicht zulassen. Deswegen dürfen wir unseren Hinterhalt nicht vorzeitig verraten. Unser tapferer Kamerad, der den ersten Panzer am Ortseingang abgeknallt hat, hat dem Feind unseren Hinterhalt zum mindesten angedeutet. Er hat ihn gewarnt und damit die Erfüllung unseres Kampfauftrages gefährdet. Wie müssen wir uns dem Feind gegenüber verhalten, um unseren Auftrag auszuführen?»

Antwort: «Wir dürfen das Feuer nicht zu früh eröffnen. Der Feind darf uns erst bemerken, wenn es für ihn zu spät ist.

Deswegen müssen wir ihn, bevor wir schießen, möglichst weit in das Dorf hineinfahren lassen.»

- 13. Frage: «Was weiss denn bis jetzt der Leutnant Reto Schmidt über den Feind?»

Antwort: «Der Leutnant weiss nur, dass Panzer ohne Infanterie auf uns zufahren. Mehr weiss er nicht! Er weiss nicht einmal, ob und wann die Panzer kommen!»

Frage: «Aber die Panzer könnten ja jetzt schon hier sein, wenn ich als der liebe Gott in dieser Übung nicht die Uhr hätte zunächst einmal stillstehen lassen. Was muss der Leutnant tun, wenn ich die Uhr und damit die Zeit wieder weiterlaufen lasse?»

Antwort: «Sofort die Kompanie in Stellung bringen. Er darf keine Zeit verlieren. Wir müssen in Stellung sein, bevor die Panzer kommen!»

Instruktor: «Jedenfalls müssen wir von hier und der Strasse weg sein. Tote Soldaten nützen der Schweiz nichts mehr! Der Leutnant schickt die Kompanie sofort in Deckung, so dass die feindlichen Panzer sie nicht sehen können, und bringt sie dann in Stellung. Nun haben wir, als wir von der Rekrutenschule alarmiert und hierhergebracht wurden, ausser unseren Sturm- und Maschinengewehren nur 32 panzerbrechende Handfeuerwaffen mitbekommen. Mit Sturm- und Maschinengewehren kann man aber einen Panzer weder knacken noch aufhalten! Das weiss auch unser Kompaniekommandant. Für die Bekämpfung der feindlichen Panzer aus dem Hinterhalt kann er also höchstens so viele Männer einsetzen, als die Kompanie über panzerbrechende Waffen verfügt, also 32 Soldaten.

Es ist Ihnen allen klar, dass wir auf unsere Kameraden nicht schießen dürfen. Anstelle panzerbrechender Waffen verwenden wir deswegen leicht zerbrechliche Flaschen, die mit Farbe gefüllt sind. Sie müssen während der Übung versuchen, einen Panzer mit Ihrer Farbflasche zu treffen, ohne dass sie von den Panzerbesatzungen erkannt werden. Der Farbfleck auf einem Panzer beweist, dass Sie getroffen haben und im Kriege einen feindlichen Panzer ausser Gefecht gesetzt hätten. Ihr Treffer zählt nicht, wenn Sie die Panzerbesatzung so rechtzeitig sieht, dass sie im Kriege Ihren Angriff verhindern könnte. Die Kommandanten haben deswegen den Auftrag, mir über Funk jeden Angreifer zu melden, der sich falsch verhält. Da die Panzerleute Sie zu wenig kennen, um einen von Ihnen, der Selbstmord begeht, mir namentlich melden zu können, wird jedem von Ihnen, der zur Panzerjagd eingesetzt wird, ein Tuch mit einer grossen Nummer umgehängt. Damit die Kameraden in den Panzern nicht aus sportlichem Ehrgeiz mogeln können, sind die 32 Erkennungsnummern der Panzerjäger aus der Zahlenreihe 1—200 herausgegriffen. Kein Panzermann weiss daher, welche Erkennungsnummern seine Gegner tragen. Ausserdem weiss die Panzerkompanie, dass sie sich während dieser Übung als Lehrtruppe zu verhalten hat. Haben Sie mich verstanden? Wer hat eine Frage?»

Bevor der Instruktor seine Unterrichtung fortsetzt, vergewissert er sich durch Fragen an einzelne Rekruten, dass sie das Übungsvorhaben verstanden haben. Dann teilt er seinen Rekruten die für die Durchführung der Übung noch notwendigen Einzelheiten mit: «Damit nun jeder von Ihnen sein Glück als Panzerjäger versuchen kann und möglichst viele der Kompanie in einem Panzer mitfahren können, um ihn zu erleben, findet unser Schauspiel in drei Akten statt. Dreimal werden die Panzer in unser Dorf hineinfahren, doch jedesmal ist die Gefechtslage, Ihre Situation anders. Jedesmal dürfen andere von Ihnen in den Panzern mitfahren. Jedesmal dürfen andere die Panzer jagen. Und jedesmal schauen andere von Ihnen dem Schauspiel zu, um zu lernen.»

Nach dieser Belehrung wird ein Zug der Rekrutenkompanie zur Panzerjagd befohlen. Die Männer fassen ihre Erkennungstücher und ihre Farbflaschen. Der Kompaniekommandant bringt seine Helden in Stellung. Die während dieser Lage nicht eingeteilten Rekruten werden vor dem beginnenden Kriegstheater gruppenweise so in der Ortschaft aufgestellt, dass sie ungefährdet und den Ablauf der Handlung nicht behindernd das Geschehen beobachten und kritisch überwachen können. Bei jeder dieser zahlenmässig möglichst kleinen Zuschauergruppen sollte ein Unteroffizier der Grenadiere oder der Panzerwaffe sein, um die Aufmerksamkeit zu lenken und die Diskussion anzuregen. Haben Panzerjäger und Zuschauer ihre Plätze eingenommen, lässt der Instruktor die Übung anlaufen und ruft durch Funk die Panzerkompanie zum Einsatz.

Bis zum Einsatzbefehl unterrichtet der Kommandant der Panzer-
einheit seine Fahrgäste über den Übungsverlauf und ihre Auf-
gaben: «Wir sind jetzt der Feind, der die Grenzstellungen der
Schweizer Armee an einer Stelle durchbrochen hat. Als schnelle,
gepanzerte Truppe haben wir den Auftrag, so rasch und so weit
wie möglich in das Land einzudringen, um die Führung der
Schweizer Armee zu verwirren und die Bevölkerung zu demora-
lisieren. Jede Schweizer Munitions- oder Betriebsstoffkolonne, die
wir auf dem Wege zur Front überraschen und vernichten, jede
Lokomotive und jedes Bahnhofs-Stellwerk, die wir zusammen-
schossen, bringen unsere Armee dem Sieg näher.

Die Aufgabe Ihrer Rekrutenkompanie in der Ortschaft da drüben
ist es, die durchgebrochenen feindlichen Panzer zu vernichten
oder mindestens ihre Fahrt aufzuhalten, damit man Zeit gewinnt,
den Einbruch des Feindes abzuriegeln.

Wir wollen mit dieser Übung in Ihnen die Angst und die Furcht
vor feindlichen Panzern überwinden. Wir wollen Sie erleben las-
sen, wie wehrlos wir Panzersoldaten gegenüber einem Grenadier
sind, der sich richtig verhält, und wie blind und taub wir in
manchen Situationen sind.

Ihre Kameraden im Dorf, die uns dann bekämpfen werden, haben
als Erkennungszeichen Tücher mit einer Nummer umhängen und
sind mit Farbflaschen bewaffnet. Sie werden versuchen, unsere
Panzer mit ihren Farbflaschen zu treffen, ohne dass sie von uns
gesehen werden. Die Nummer jedes Angreifers, die Sie vor dem
Wurf erkennen, müssen Sie sofort Ihrem Panzerkommandanten
zurufen. Der meldet sie über Funk dem Instruktor. Der Treffer
dieses Mannes ist dann ungültig. Der Farbfleck, den Ihr un-
glücklicher und tollkühner Kamerad erzielt hat, zählt dann nicht.
Sonst gilt jeder unserer Panzer, der von einer Farbflasche an
der Wanne oder am Turm getroffen wurde, als vernichtet. Sie
begeben sich jetzt zu dem Panzer, dem Sie zugeteilt worden sind.
Bis wir zum Einsatz abgerufen werden, können Ihnen die Kom-
mandanten manches über die Technik und Taktik der Panzerwaffe
und über die Zusammenarbeit ihrer Besatzungen berichten. Fra-
gen Sie Ihre Kommandanten nach all dem, was Sie wissen wollen!
Schämen Sie sich nicht zu fragen, selbst wenn Ihnen Ihre Frage
momentan dumm erscheint. Selbst die Antwort auf eine derartige
Frage kann Ihnen im Kriege das Leben retten!»

In der Übungslage 1 fährt die Panzerkompanie so rasch wie mög-
lich durch das Dorf hindurch. Nach Abschluss dieser Lage ver-
sammeln sich die Rekrutenkompanie und die Panzerbesatzungen
wieder. Die Zahl der Panzer, die das Jagdkommando der Rekru-
tenkompanie im Ernstfall vernichtet hätte, wird auf einer Schul-
tafel aufgeschrieben. Der Instruktor und der Kommandant der
Panzerkompanie provozieren eine Diskussion über das Ge-
schehen und die Erfahrungen, die die Rekruten während der
Übungslage 1 gemacht haben. In dieser Diskussion sollen die
beiden Vorgesetzten die jungen Wehrmänner darauf hinführen,
dass es weniger die Panzerung der Kampfwagen ist, die ihre
Besatzungen schützt, als vielmehr die PS-Zahl ihrer Motoren,
durch die sie sich feindlichem Beschuss rasch entziehen oder
den sie durch Überraschung des Gegners vermeiden können.

Nun startet der Instruktor die Übungslage 2: «Jeder von uns
hat es gerade erlebt, wie die Beweglichkeit — die Mobilität —,
die Energie der Motoren der Kampfwagen die Zielsicherheit
panzerbrechender Waffen verringern kann. Bevor man zum
Schuss kommt, kann ein feindlicher Panzer bereits an einem
vorbei und wieder aus dem Visier verschwunden sein. Und dann
schießt man vorbei! Sie wissen, dass unsere Kompanie den Auf-
trag hat, feindliche Panzerspitzen hier aufzuhalten und zu ver-
nichten. Wir erfüllen unseren Auftrag nicht, wenn sie in wilder
Fahrt durch das Dorf hindurchbrausen, ohne dass wir zum Schuss
kommen können. Wir müssen deswegen alles tun, dass die feind-
lichen Panzer zu unbeweglichen Zielscheiben für uns werden,
damit wir die Zeit haben, sie zu treffen und zu vernichten. Des-
halb blockieren wir im Dorf die Vormarschstrasse der Panzer
durch eine Sperre. Wir errichten sie hinter einer Strassenbiegung,
so dass sie das feindliche Spitzenfahrzeug möglichst spät erken-
nen und möglichst viele feindliche Kampfwagen im Dorf kehrtmachen
und uns während dieses Manövers Scheibe stehen müssen.
Damit aber diese Sperre nicht die Beweglichkeit eigener
Truppen stört oder gar einer von feindlichen Panzern verfolgten
Kolonne zur tödlichen Falle wird, stellt die Kompanie vor den
Ortseingängen zwei Feldwachen aus, die eigene Fahrzeuge um
die Sperre herumlotsen. Diese stellen wir durch ein über die
Strasse gespanntes Seil mit bunten Wimpeln dar.»

Nachdem die neue Übungslage bekanntgegeben ist, werden die
Rollen vertauscht. Andere Rekruten dürfen in die Panzer ein-
steigen. Ein Zug, der während der Übungslage 1 zugesehen hat,
wird zur Panzerbekämpfung eingesetzt. Wer bisher im Einsatz
war, wird nun Zuschauer. Die Wurfgeschosse enthalten jetzt eine
andere Farbe. Die Übungslage ist geändert, die Durchführungs-
bestimmungen sind die gleichen wie vorher.

Nach Abschluss der Übungslage 2 wieder Besprechung und
Rollentausch.

Übungslage 3:

Der Instruktor: «Jetzt denken wir einmal um! Wir nehmen nun
folgendes an: Der Auftrag, den die Kompanie bei ihrer Alar-
mierung im Kantonement bekommen hat, ist der gleiche. Wir
sollen hier den Gegner aufhalten und möglichst viele der durch
unsere Grenzstellungen durchgebrochenen Feindpanzer vernich-
ten. Aber bevor wir hierher kommen, sind bereits die Kampfwagen
des Gegners im Dorf. Wir wären ahnungslos in das Dorf hinein-
gefahren und von den feindlichen Panzern zusammengeschossen
worden, wenn uns nicht während unserer Fahrt ein Ortswehr-
mann, der vor den feindlichen Panzern geflüchtet und uns zufällig
begegnet ist, aufgehalten und gewarnt hätte. Er teilt uns mit,
dass die feindlichen Panzer im Dorf rasten und ihre Besatzungen
ziemlich sorglos zu sein scheinen. Die Bevölkerung hätte sich
verkrochen oder sei wie er geflüchtet.

Frage: «Was würden wir in diesem Falle machen? Umkehren und
wieder nach Hause fahren, da ja die Kampfwagen bereits in der
Ortschaft sind? Oder?»

Antwort: «Wir dürfen uns von den Panzerbesatzungen nicht er-
blicken lassen, sonst schießen sie uns und unsere Fahrzeuge
zusammen.»

Frage: «Also, dann bleiben wir hier stehen, wo uns der Feind
nicht sehen kann, und warten ab, was passiert?»

Antwort: «Das dürfen wir nicht tun. Sonst brechen die Burschen
da drüben plötzlich wieder auf und fahren weiter. Und wir haben
ja den Befehl, dies zu verhindern!»

Der Instruktor: «Richtig! Obwohl der Feind bereits vor uns da
ist, bleibt unser Auftrag, ihn aufzuhalten, bestehen. Es ist doch
eigentlich unerklärlich, warum die Kampfwagen plötzlich im Dorf
halten und nicht mehr weiterfahren, ohne dass sie auf Widerstand
gestossen sind. Was machen denn diese Banditen jetzt im Dorf?
Plündern sie, vergewaltigen sie Frauen und Mädchen, oder haben
sie eine Weinhandlung gefunden und betrinken sich nun?»

Antwort: «Vielleicht haben sie nicht mehr genügend Betriebsstoff,
um weiterfahren zu können. Oder sie haben eine Tankstelle ent-
deckt und tanken ihre Fahrzeuge wieder auf!»

Der Instruktor: «Jetzt wollen wir einmal von unserem Panzer-
hauptmann hören, was er über das Verhalten seiner feindlichen
Kollegen denkt?»

Der Kommandant der Panzerkompanie: «Sie sind sich im unge-
wissen darüber, warum die Kampfwagen im Dorf halten, anstatt
weiterzufahren? Im Kriege werden Sie recht bald erfahren, dass
die Ungewissheit über die Absichten und das Verhalten des
Feindes die Regel ist. Man muss mit allem rechnen. Wir wissen
nicht, warum die Panzer im Dorf bleiben. Dafür kann es ver-
schiedene Gründe geben! Zwei davon hat einer von Ihnen bereits
gefunden: Der feindlichen Panzerkompanie kann der Betriebsstoff
so knapp geworden sein, dass ihr Kommandant eine Weiterfahrt
nicht mehr riskieren darf. Sie kann auch im Dorf eine Tankstelle
entdeckt haben und füllt dann natürlich ihre Tanks wieder auf.
Aber es könnte auch sein, dass der Kommandant der Panzer-
kompanie von seiner Division aus irgendwelchen taktischen
Gründen den Befehl erhalten hat, nicht mehr weiter in die
Schweiz vorzustossen, sondern solange im Dorf zu warten, bis
er einen neuen Auftrag erhält oder ein Grenadierbataillon zu
seiner Kompanie aufgeschlossen hat. Der feindliche Panzerführer
kann ebenso die Anweisung erhalten haben, die Ortschaft solange
zu verteidigen, bis die Grenadiere sie besetzen können. Wenn
nun aber, wie es Ihr Instruktionsoffizier andeutete, die feind-
lichen Panzerbesatzungen sorglos sind, ihre Panzer verlassen und
sich im Dorf herumtreiben, dann wird die Disziplinlosigkeit dieses
siegestrunkenen Haufens zu unserem Verbündeten. Sie lähmt den
Vormarsch des Feindes, und wir gewinnen Zeit, um ihn wieder
aus unserer Heimat hinauszujagen. Aber rechnen Sie ja nicht mit
Disziplinlosigkeit bei feindlichen Bataillonen!»

Der Instruktor: «Wie lautet der Auftrag unserer Kompanie?»

Antwort: «Den Feind solange wie möglich hier aufzuhalten und
möglichst viele feindliche Kampfwagen zu vernichten. Wir haben
zwei Möglichkeiten, unseren Auftrag durchzuführen. Wir melden,

dass das Dorf bereits von feindlichen Kampfwagen besetzt ist und man sofort dafür sorgen müsse, dass uns Flugzeuge und Panzer zu Hilfe kommen!»

Der Instruktor: «Mit Ihrem Vorschlag, das Kommando zu verständigen über das, was in der Ortschaft los ist, bin ich einverstanden. Aber wenn Ihr Kompaniekommandant Hilfe anfordert, macht er sich bei seinen Vorgesetzten lächerlich. Das tut er bestimmt nicht. Er weiss ja, dass jeder unserer Panzer und jedes unserer Flugzeuge dringend vorne an der Front benötigt wird. Selbst wenn man uns Kampfwagen und Flugzeuge zu Hilfe schicken könnte, würde der Feind viel Zeit gewinnen — Zeit, die uns zur Durchführung unseres Auftrages verloren ginge. Wir wissen nicht, wie weit der noch verfügbare Panzerverband von uns weg ist, wieviel Zeit er braucht, um hierher zu kommen, und wieviel Zeit auf dem Nachrichten- und Befehlsweg verlorengeht, bis er seinen Marsch zu uns antreten kann. Wir wissen nicht, wann das Fluggeschwader alarmiert werden und starten kann. Bis unsere Flugzeuge und unsere Kampfwagen uns hier zu Hilfe kommen, können die feindlichen Panzer bereits wieder abgefahren sein und das Dorf verlassen haben. Die feindlichen Panzer dürfen aber nicht weiterfahren! Sie müssen vernichtet werden, bevor die feindliche Infanterie zu ihnen aufschliesst und sich mit ihnen im Dorf zur Verteidigung einrichtet! Darum dürfen wir keine Zeit verlieren. Wir dürfen nicht auf fremde Hilfe warten. Was würden Sie jetzt tun, wenn Sie der Kompaniekommandant wären? Würden Sie abwarten, ob und wann man uns Hilfe schickt? Würden Sie zusehen, bis die Stäbe nach stundenlanger Herumtelefoniererei ein Fluggeschwader oder eine Panzereinheit in Marsch setzen könnten? Sie sind der Kommandant einer Kompanie, von der es jetzt abhängen kann, ob unsere Armee die Schlacht an der Grenze gewinnt oder verliert.»

Antwort: «Ich würde nicht auf Hilfe warten! Wir dürfen keine Zeit verlieren! Bevor feindliche Infanterie nachkommt, müssen wir die feindlichen Panzer vernichtet oder vertrieben haben.»

Ein anderer Rekrut meldet sich zu Wort: «Hauptmann, mein Kamerad hat recht. Wir haben den Befehl, das Dorf zu besetzen. Da sich aber bereits der Feind dort befindet, müssen wir es erobern, um unseren Auftrag erfüllen zu können.»

Der Instruktor: «Wer ist anderer Meinung?» Da sich niemand meldet, ruft er einen anderen Rekruten auf: «Wir haben gehört, dass unsere Kompanie ihren Auftrag nur durchführen kann, wenn sie den Feind angreift, vernichtet oder vertreibt. Was würden denn Sie als ihr Kommandant jetzt machen? Zeit dürfen Sie keine verlieren.»

Antwort: «Ich würde die Kompanie sofort auf die Fahrzeuge aufsitzen lassen und so weit an das Dorf heranfahren, wie es möglich ist, ohne dass der Feind uns sehen und hören kann. Dann müssten wir sehen, wie und wie weit wir uns an die feindlichen Panzer heranpirschen können, um sie plötzlich zu überfallen.»

Der Instruktor: «Wir haben bei der Beurteilung dieser Lage jetzt miteinander folgendes festgestellt:

1. Obwohl sich bereits feindliche Panzer im Dorf befinden, ist unser Auftrag, hier den durchgebrochenen Gegner aufzuhalten, nicht überholt.
2. Um den Feind hier aufhalten zu können, müssen wir eine Front aufbauen. Dies ist nicht möglich, solange die Kampfwagen nicht vernichtet oder aus dem Dorf verjagt sind. Also müssen wir sie angreifen!
3. Wir müssen sie sofort angreifen, denn die Zeit, die wir verlieren, kann für den Feind arbeiten. Bevor überhaupt andere feindliche Einheiten so nahe an die Ortschaft herankommen, dass sie unseren Angriff erschweren oder unmöglich machen können, müssen wir dem Feind das Dorf genommen haben.
4. Wie Sie wissen, sollen wir durch unseren Einsatz die Zeit gewinnen, die notwendig ist, um den Feind wieder aus der Schweiz hinauszuerwerfen. Gewonnene Zeit erspart im Krieg und im Gefecht Blut. Wenn wir dem Feind auch nur soviel Zeit schenken, dass eine seiner Aufklärungsschwadronen zu seiner Kampfwagenkompanie im Dorf aufschliessen kann, bevor wir zum Angriff bereit sind, dann bezahlen wir die verlorene Zeit mit verspielter Zeit und mehr Blut. Es wird länger dauern, bis wir unseren Auftrag ausführen können. Der feindliche Widerstand ist heftiger, die feindliche Waffenwirkung grösser. Mehr von uns werden fallen oder verwundet.

5. So kann es für den Kompaniekommandanten nur einen Entschluss geben: Sofort ran an die feindlichen Kampfwagen, um sie zu vernichten oder aus der Ortschaft zu verjagen. Lage dem Kommando melden.

Und jetzt spielen wir diese Lage durch. Wir nehmen dabei an, dass die feindliche Kampfwagenkompanie den Auftrag hat, das Dorf solange zu halten, bis Infanterie aufgeschlossen ist, und die Besatzungen die Panzer nicht verlassen. Aus Übungsgründen zeigt sich auch kein Kommandant ausserhalb des Turmes. Unserem mit Brandflaschen und Panzerwurfgranaten ausgestatteten dritten Zug ist es gelungen, unbemerkt vom Feind an das Dorf heranzukommen und sich da drüben in dem Haus mit Garten zum Angriff bereitzustellen. Das ist die Ausgangslage für diese Übung, und wir beziehen nun die Ausgangsstellungen. Damit der dritte Zug nicht sehen oder hören kann, wo die feindlichen Panzer im Dorf in Stellung gehen, schicken wir ihn zunächst einmal weg. Korporal Müller, Sie übernehmen das Kommando über den dritten Zug. Lassen Sie Ihre Männer die Farbflaschen und die Nummerntücher fassen. Dann lassen Sie Ihren Zug auf die Fahrzeuge aufsitzen und fahren nach Gummersbach, etwa zwei Kilometer von hier. Mit Ihnen fährt Leutnant Schmidt als Leitungs-offizier. Mit ihm stehe ich in Funkverbindung. Wenn wir die feindlichen Kampfwagen im Dorf aufgebaut haben, bringt er Ihren Zug in Ihre Bereitstellung in das Haus mit dem Garten dort. Dann ist die Panzerjagd für Sie frei. Wenn Sie den Auftrag Ihrer Kompanie erfüllen wollen, müssen Sie möglichst viele Panzer mit Ihren Geschossen treffen, ohne vom Gegner gesehen zu werden.»

Die beiden Züge, die den Ablauf der Übung als Zuschauer verfolgen, werden im Dorfe so aufgestellt, dass sie weder die Stellungen der Kampfwagen verraten noch den Ablauf der Übung stören können. Die Panzerbesatzungen melden wiederum ihre Wahrnehmungen sofort an den Instruktoroffizier.

Bei der Übungsbesprechung wird nach Auswertung der Trefferergebnisse vom Instruktor betont, dass die Panzer im Dorf aus Übungsgründen mit geschlossenen Luken den Angreifern Scheibe gestanden sind. Im Kriege hätte so manches anders ausgesehen. Das Warum und Wie erläutert der Panzerhauptmann den Rekruten:

«In der Lage, die wir gerade durchgespielt haben, hatte ich mit meiner Kompanie, die bereits am weitesten in die Schweiz eingedrungen war, über Funk den Befehl bekommen, im Dorf anzuhalten und weitere Anweisungen abzuwarten. Ich hätte also mit meinen Männern rasten können, zumal wir im Dorf keinen feindlichen Soldaten erblicken konnten und kein Schuss fiel. Aber es konnten ja jeden Augenblick Schweizer Soldaten ankommen, die durch das Dorf hindurch zur Front oder die Ortschaft besetzen wollten. Ich musste auch damit rechnen, dass in irgendeinem Hause irgend jemand unser Eintreffen bereits telephonisch einer Schweizer Behörde gemeldet hatte. Deshalb hätte ich in dieser Lage, wo ich keinen Angriff im Dorfe zu erwarten hatte, mit meinen Panzern am Ortsrand und im Ort Lauerstellungen bezogen. Ich hätte sie so in Stellung gebracht, dass jede Kolonne der Schweizer Armee ahnungslos in ihr Verderben gefahren wäre. Da sich in der Ortschaft kein Widerstand regte, hätte sich ausserdem keiner der Panzerkommandanten in der Lauerstellung bedroht gefühlt. Schon um besser beobachten zu können, wären sie nicht in der Deckung ihres Turmes geblieben. Sie hätten wahrscheinlich sogar ihre Besatzungen aus den stählernen Gefängnissen aussteigen und in unmittelbarer Nähe der Kampfwagen in frischer Luft ausruhen lassen. Der Kommandant hätte sich oder einen anderen auf den Turm gesetzt, um Ausschau zu halten, ob irgendein Feind käme. In diesem Falle wären unsere während der Übung zur Panzerjagd befohlenen Kameraden nur sehr schwerlich — von den Panzerbesatzungen unentdeckt — so weit an die einzelnen Kampfwagen herangekommen, dass sie mit ihren Farbflaschen so viele Treffer hätten erzielen können. Aus Übungsgründen — Sie sollten ja erfahren, wie leicht es ist, in einer Ortschaft an einen einzelnen haltenden Panzer heranzukommen, dessen Besatzung sich in seinem Innern aufhält — hat uns Ihr Instruktor verboten, irgendwie die Deckung unserer Kampfwagen zu verlassen, und unsere Fahrzeuge in ihren Lauerstellungen festgenagelt. Im Kriege wäre Ihrer Rekrutenkompanie der Sieg nicht so leicht geschenkt worden. Da wären Ihnen die Panzer kaum Scheibe gestanden. Die Kommandanten hätten sich nicht im Turm versteckt, sondern die Luke geöffnet und aus ihm hinausgeschaut. Hätten sie einen Angreifer entdeckt, wäre auf ihn geschossen worden. Das plötzlich einsetzende Geknatter eines

Maschinengewehrs hätte alle anderen Kommandanten gewarnt. Jetzt wäre für sie der Feind dagewesen! Selbst wenn ich den Lärm nicht gehört hätte, wäre mir von meinen Kommandanten über Funk mitgeteilt worden, dass feindliche Infanteristen im Dorf seien und zum Angriff übergängen. Lärm und Rauch sind für den erfahrenen Soldaten Signale, die ihm im Dienste seines Überlebens des Krieges etwas mitteilen, was seiner Selbsterhaltung dient. Jetzt hätte aber auch passiert sein können, dass der von einem schneidigen Burschen angegriffene Panzer in Flammen aufging, bevor sich seine Besatzung wehren und ihr Kommandant seine Situation melden konnte. Nun hätten der Lärm der explodierenden Munition und die zum Himmel steigende schwarze Rauchsäule die Kompanie alarmiert. Was dann? Die Kampfwagen wären sofort aufgebrochen, um zu versuchen, heil aus dem Dorf hinauszukommen. Da unsere Schweizer Soldaten im Kriege aber nicht mit Farbflaschen, sondern mit Raketenrohren und panzerbrechenden Gewehrgranaten ausgerüstet sind, könnten sie in einem solchen Falle noch den einen oder anderen der flüchtenden Panzer abschiessen. Sie dürfen nur nicht die Nerven verlieren, wenn so ein wildgewordener Kampfwagen während seiner Flucht mit seiner Kanone oder seinem Maschinengewehr oder beidem auf Verdacht oder blindlings in der Gegend herumknallt.»

Im Moment 4 des psychischen Trainings gegen den Panzerschreck werden die Rekruten davon überzeugt, wie taub eine Kampfwagenbesatzung während ihres Einsatzes nach aussen hin ist. Zu diesem Zweck marschiert die Panzerkompanie in Linie auf. Der Zwischenraum von Fahrzeug zu Fahrzeug beträgt etwa 25 Meter.

Der Instruktor: «Sie haben jetzt erfahren, wie beschränkt der Sichtbereich der Panzerbesatzungen ist. Nun kommt es uns darauf an, Ihnen zu zeigen, wie wenig unsere Panzersoldaten von dem hören, was ausserhalb ihrer Fahrzeuge los ist, wenn sie ihre Kopfhörer aufhaben und die Motoren laufen. Dazu darf jeder von Ihnen noch einmal in einen Panzer einsteigen. Die Luken werden geschlossen, und die Motoren laufen. Sie setzen die Kopfhörer auf. Während Sie im Kampfwagen sind, werde ich dreimal verschiedene Geräusche darstellen lassen, zum Beispiel die Detonation einer Fliegerbombe, das Läuten der Kirchenglocken, den warnenden Zuruf eines Kameraden usw. Sie müssen nachher melden, was Sie gehört oder gar verstanden haben. Wenn Sie drei Geräusche gehört haben, steigen Sie aus dem Panzer aus. Es kann auch vorkommen, dass Sie gar nichts hören. Dann müssen wir Sie aus den Wagen herausholen. Für die Durchführung dieser Übung werden die Züge der Rekrutenkompanie den Kommandanten der Züge der Panzerkompanie unterstellt.»

Die Rekrutenzüge werden entsprechend der Zahl der zur Verfügung stehenden Kampfwagen und der Plätze in Gruppen aufgeteilt.²² Der Panzerfahrer wird zum Vorgesetzten erklärt, dessen Befehle die Rekruten unbedingt Folge zu leisten haben. Je nach drei Geräuscharstellungen lösen sich die Gruppen in den Kampfwagen ab. Wir nehmen dabei an, dass zwölf Geräuscharstellungen genügen, damit jeder Rekrut während dieser Übung im Kampfwagen zum Einsatz kommt.

- 1. Darstellung: Ein Rekrut klettert von rückwärts auf den Panzer und setzt sich auf den Turm.
- 2. Darstellung: Der Rekrut legt sich auf den Turm und ruft der Besatzung zu: «Halt, sofort halten! Nicht weiterfahren! Minen.»
- 3. Darstellung: Der Rekrut «klopft» mit seinem Spaten rasch an den Turm an, um die Besatzung auf sich aufmerksam zu machen.

Dann Besprechung. Die bisherigen Besatzungen werden gefragt: «Haben Sie etwas gehört? Was haben Sie gehört? Was haben Sie verstanden?» Die nächste Gruppe nimmt ihre Plätze in den Panzern ein.

- 4. Darstellung: Etwa 20 Meter hinter den in Linie aufgestellten Kampfwagen fährt ein schwerer Lastkraftwagen vorbei.
- 5. Darstellung: In der gleichen Entfernung werden hinter jedem Kampfwagen drei Gewehrscüsse abgefeuert.
- 6. Darstellung: Ein Rekrut klettert auf den Turm und gibt aus einer Maschinenpistole einen Feuerstoss ab.

Besprechung und Wechsel der Besatzungen wie oben.

- 7. Darstellung: Gefechtslärm 200 Meter vor der Panzerkompanie: Gewehr- und Maschinengewehrfeuer, Detonationen von Handgranaten.

- 8. Darstellung: Geräusch eines Personenkraftwagens, der in einem Abstand von 30 Metern rasch hinter der Panzerkompanie vorbeifährt.

- 9. Darstellung: Fünf Meter vom Wagen entfernt beraten zwei feindliche Soldaten leise, wie sie den Kommandanten veranlassen könnten, den Turm zu öffnen, damit sie den Kampfwagen erbeuten können.

Besprechung und Wechsel der Besatzungen wie oben.

Hiermit ist der erste Teil dieser Übung beendet. Die Gruppen der Rekrutenkompanie, die noch nicht eingesetzt waren, sollen nun erfahren, wie sehr der Lärm der Ketten und des Motors neben der Panzerung des Wagens die Aufnahmefähigkeit des Gehörs der Besatzung während eines Gefechtsmarsches bei geschlossenen Luken beeinträchtigt. Die Panzerkompanie fährt zu diesem Zweck durch das Dorf.

- 10. Darstellung: Der Dauerton der Hupe eines in einer Seitenstrasse befindlichen Kraftfahrzeuges.
- 11. Darstellung: Der Krach einer 500 Meter vor dem Spitzfahrzeug detonierenden Mine.
- 12. Darstellung: Der Lärm eines Maschinengewehrs und der Explosionen von Handgranaten, der etwa 50 Meter hinter dem letzten Wagen der durch die Ortschaft fahrenden Kompanie ausgelöst wird.

Die Auswertung der zweiten Übung — des Trainings gegen den Panzerschreck und die Panik — ist nur von Erfolg gekrönt, wenn die Gruppen der Rekrutenkompanie, die jetzt in den Kampfwagen mitgefahren sind, sich vor der Besprechung nicht verständigen, ihre Eindrücke nicht bewusst oder unbewusst aufeinander abstimmen und sich nicht gegenseitig in ihren Aussagen beeinflussen können. Es ist zum Beispiel je nach Länge der marschierenden Panzerkolonne sehr fraglich, ob und wie weit bei der Darstellung 11 in der Marschkolonne gehört wurde, dass der vorderste Wagen «auf eine Mine» gefahren ist, oder ob und von wem es noch wahrgenommen wurde, dass der am Schluss fahrende Panzer «überfallen» wurde. Deswegen werden die Besatzungen, bevor sie überhaupt Verbindung miteinander aufnehmen können, gefragt, was sie während der Fahrt gehört haben. Die Ergebnisse dieses «Verhörs» — das, um Zeit zu sparen, gleichzeitig bei jeder Besatzung von einem Offizier oder Unteroffizier anhand eines kurzen Fragebogens durchgeführt wird — werden vom Instruktor und vom Panzerkommandanten ausgewertet und dienen als Besprechungsgrundlage. Durchgesprochen werden unter den frischen Eindrücken der Rekruten die Erfahrungen des letzten Teils der Übung. Das Einrücken ins Kantonement sollten möglichst viele Rekruten in oder auf den Kampfwagen (aufgessene Infanterie) erleben.

Die Abschlussbesprechung der gesamten Übung gegen den Panzerschreck sollte erst am nächsten Tage stattfinden. Die Rekruten finden Zeit und Gelegenheit, ihre Erlebnisse und Erfahrungen auszutauschen und sich zu erholen, und die Leitung der Übung hat die Möglichkeit, die Ergebnisse auszuwerten und die Abschlussbesprechung vorzubereiten und zu organisieren. Für die Abschlussbesprechungen werden benötigt:

- eine grosse Skizze der Ortschaft zur Lagebesprechung;
- eine grosse Wandtafel mit der Aufstellung der Treffer und Verluste, die die Rekrutenkompanie verzeichnete,
 - a) während die Kampfwagen durch die Ortschaft fuhren,
 - b) während sie im Ort vor einem Hindernis kehrtmachen mussten,
 - c) während sie im Dorf in Lauerstellungen gingen und hielten;
- eine weitere Tafel mit der Aufzeichnung dessen, was die in den Panzern befindlichen Rekruten während der Geräuscharstellungen wahrgenommen haben;
- eine Karte der Schweiz, auf der die Lage der vorgestossenen Panzerkompanie ersichtlich ist.

In der Abschlussbesprechung befasst sich der Instruktor

- mit dem Zweck der Übung,
- mit der Kriegslage,
- mit der Ausgangslage und
- mit dem Verlauf der einzelnen Momente der Übung.

Er stellt dabei heraus, dass der Panzerkompanie als Lehrtruppe ihr Verhalten genau vorgeschrieben war. Anhand der auf der Tafel aufgezeichneten Treffer und Verluste der jeweiligen Panzerbekämpfungskommandos der Rekrutenkompanie in den drei Übungslagen kann der Instruktor seine junge Mannschaft davon überzeugen, dass

²² Die Fahrer bleiben an Bord der Kampfwagen.

- die Wirkung und das Überleben einer Kampfwagenbesatzung weitgehend von der Bewegungsfreiheit des Panzers, seinen Pferdestärken und seiner Geländegängigkeit abhängen;
- die Treffsicherheit der panzerbrechenden Waffen um so grösser wird, je mehr es gelingt, die Bewegungsfreiheit eines feindlichen Kampfwagens einzuengen oder das Tempo seiner Fahrt zu lähmen;
- auf Grund des beschränkten Blickwinkels der Kampfwagenbesatzungen mutige Einzelkämpfer einen feindlichen Panzer unbemerkt so nahe herankommen lassen oder sich ihm so weit nähern können, bis sie mit ihrer Waffe sicher zum Schuss kommen.

Dann lässt der Instruktor einige seiner jungen Wehrmänner am Verhalten der Infanteristen der Panzerbekämpfungskommandos in den drei Übungslagen Kritik üben. Rekruten, die während ihres Einsatzes von den Panzerbesatzungen gesehen wurden und im Ernstfall gefallen wären, fordert er zur Selbstkritik heraus.

In der Besprechung des Moments 4 der Übung gegen den Panzerschreck fasst der Instruktor zusammen, welche Geräusche von den Rekruten bei laufendem Motor und aufgesetzten Kopfhörern im haltenden oder marschierenden Kampfwagen gehört und nicht gehört wurden. Dann erinnert er seine Zuhörer daran, dass während der drei Ortsgefechte Rekruten auf Wurfentfernung an die feindlichen Panzer herankommen konnten, ohne von den Besatzungen gesehen zu werden. Es gibt also im Kriege für tapfere und verantwortungsbewusste Soldaten immer wieder Möglichkeiten, sich einem feindlichen Kampfwagen ungesehen und ungehört so weit zu nähern, dass sie ihn aus nächster Nähe ausser Gefecht setzen können. Nun fragt der Instruktor einige Rekruten, was sie während ihrer Panzerfahrt über sich gesehen hätten. Aus den Antworten auf diese Fragen lernen die jungen Soldaten die Hilflosigkeit der Panzerbesatzungen gegen einen überraschenden Angriff von «oben her» kennen, d. h. wie man risikolos von «oben her» — aus dem Fenster der dritten Etage eines Wohnhauses — einen feindlichen Kampfwagen mit einer Brandflasche, einem Raketenrohr oder einer panzerbrechenden Gewehrgranate vernichten kann. Nachdem der Instruktor die Gegebenheiten und Möglichkeiten eines möglichst risikolosen Einsatzes von Infanteristen gegen feindliche Panzer diskutiert hat, stellt er folgende Frage zur Debatte:

«Halten Sie es — nach dem, was Sie gestern erlebt und heute erfahren haben — für möglich, dass unsere so plötzlich alarmierte und nur mit Brandgranaten ausgerüstete Rekrutenkompanie die feindlichen Kampfwagen zum Halt oder zum Rückzug hätte zwingen können?»

Es ist anzunehmen, dass die Rekruten in der Debatte sehr rasch herausarbeiten, dass ihre nur mit Brandflaschen und natürlich auch mit Sturmgewehren und Handgranaten ausgerüstete Kompanie in der Lage war, im Dorf das Vordringen der Panzerkompanie aufzuhalten und die feindlichen Kampfwagen, die ohne jeden Infanterieschutz waren, aus der Ortschaft zu verjagen. Sie haben sich während ihrer Ausbildung mit den panzerbrechenden Waffen der Infanterie vertraut machen können und haben in dieser Übung die Schwächen und die Verwundbarkeit der Kampfwagen kennengelernt. Dies stärkt das kämpferische Selbstvertrauen der Rekruten, und dieses Vertrauen zur Waffe und zur eigenen Leistungsmöglichkeit verringert ihre Furcht und Angst vor feindlichen Panzern. Wer die Schwächen seines Feindes erfährt, wird mutiger.

Die Angst und die Kampfgemeinschaft

Im Zweiten Weltkrieg gab es in der Wehrmacht (und in anderen Armeen) ein Phänomen, das allen verständlich war, die noch nie an der Front gewesen waren: Die Fronttruppe übte einen fast unwiderstehlichen Magnetismus auf ihre Männer aus!

Ärzte und Schwestern der Heimatlazarette, Eltern und Ehefrauen von verwundeten Soldaten, die Kommandanten der Genesungskompanien und viele andere standen diesem Phänomen oft fassungslos gegenüber. Immer wieder kam es in den Lazaretten zu Auseinandersetzungen zwischen Ärzten und ihren Patienten, die möglichst bald wieder zu ihrem «alten Haufen» an die Front wollten und um ihre Marschpapiere baten. Die Landser, deren Verwundung noch kaum verheilt war und deren körperlicher Zustand noch einige Wochen zur Wiederherstellung der vollen Leistungsfähigkeit forderte, lehnten meistens jedes ärztliche Angebot auf einen Genesungsurlaub, den sie ja bei ihrer Familie

verleben durften, ab, wenn ihnen die Rückkehr zu ihrer Fronttruppe, ihrer alten und bewährten Kampfgemeinschaft, nicht garantiert war. Sie schreckte die Verfügung, dass ein genesender Soldat, der sich über eine bestimmte Zeit in der Heimat aufhalten musste, zu einem Ersatztruppendeil versetzt wurde. Obwohl man bei den Ersatzbataillonen bis Mitte 1944 weit ab vom Schuss war und die Möglichkeit bestand, wochen- und monatelang ziemlich bequem in Sicherheit über die «Runden» des Krieges zu kommen, hatte man als Rekonvaleszent Angst davor, in die «Mühle» des Ersatzheeres der Wehrmacht zu geraten. Für den Frontsoldaten war der Preis, den er für seinen Aufenthalt bei einer Ersatztruppe in der Heimat für sein Überleben des Krieges bezahlen musste, zu hoch. Es bestand nämlich die Gefahr für ihn, dass er vom Ersatzbataillon nicht zu seiner ehemaligen Front- und Kampfgemeinschaft, sondern zu einem ihm fremden oder gar unbekannten Verband in Marsch gesetzt wurde. Davor hatte wohl jeder erfahrene Frontkämpfer Angst. Kam man zu seinem «alten Haufen» zurück, dem man sich zugehörig und verbunden fühlte, war man kein «Unbekannter unter Unbekannten»; man wusste, dass man zu den Alten gehörte, frühere Leistungen nicht vergessen waren, und sich auf die alten Kameraden von ehemals in Gefahr und Not verlassen konnte. In der alten Kampfgemeinschaft fühlte sich der Landser an der Front am sichersten. So strebte jeder «zu seiner alten Feldküche zurück». Hier war er an der Front zu Hause! Hier im Kreise seiner aus dem Erleben gemeinsamer Gefahren entstandenen soldatischen «Bruderschaft» glaubte der Landser die grössten Möglichkeiten zu haben, den Krieg zu überleben. Das Vertrauen in die Zuverlässigkeit und Leistung der bewährten Kameraden befriedigte weitgehend das Sicherheitsbedürfnis des Soldaten und blockierte so die Angst.

Kam aber der Soldat nach seiner Genesung als Einzelreisender oder in einer vom Ersatzbataillon formierten Marschkompanie zu einer ihm fremden oder gar unbekannten Fronttruppe, so war er von vorneherein in seinem seelischen Gleichgewicht, in der «balance of power» gestört und damit angstanfällig. Er war ja schon darüber verärgert, dass er nicht mehr zu seinem «alten Haufen» zurück durfte, bei dem er sich oft sogar unentbehrlich glaubte. Nun aber rollte er in einem Urlauberszug als Einzelreisender gegen Charkow, eine Stadt, deren Namen er nur durch die Kriegsberichterstattung kennengelernt hatte. Er hatte nur den Befehl, sich bei der Frontleitstelle Charkow zu melden. Diese würde ihn zur Truppe weiterleiten. Bis zur Frontleitstelle blieb dem zur Front reisenden Soldaten der Name und damit der Ruf der Truppe, in der und mit der er sein Leben einsetzen sollte, unbekannt. Auf seinen Marschdokumenten war nur die Feldpostnummer, eine der unzähligen der deutschen Wehrmacht, angegeben. Oft erst nach tagelanger Bahnfahrt erfuhr der zur Front reisende Soldat durch eine Frontleitstelle die Bezeichnung des Verbandes, dem er ausgeliefert und der ihm irgendwie schicksalhaft wurde. Aber auch dann konnten sich die meisten Männer ihre Truppe noch nicht vorstellen. Bei den von der Ersatztruppe abgerufenen Marschkompanien war es ähnlich. Es war die Regel, dass der von einem Ersatzbataillon zur Fronttruppe abgestellte Soldat ins *Ungewisse* fuhr. Die *Ungewissheit* ist aber die Mutter der Angst, die oft nur unterschwellig im Menschen wirkt und ihm gar nicht bewusst wird — eine Angst, die eine beunruhigende Neugier erzeugt.

Kam nun ein einzelner oder kamen einzelne, die sich selbst noch nicht genau kannten, zu einer sich im Einsatz befindenden, ihnen fremden Kompanie, so dauerte es oft längere Zeit, bis sie sich in die alte Kampfgemeinschaft der Kompanie *eingelebt* hatten. Während dieser Zeit lebten und kämpften sie unter Fremden. Sie kämpften für sich, für ihr Überleben und ihre Selbstbehauptung. Für Fremde kämpft der Soldat nicht. Was dem Menschen fremd ist, ist ihm nicht Freund, sondern Feind. Unter Fremden fühlt sich der Mensch einsam. Instinktiv fühlt er sich als «Herden- oder Hordenindividuum» gefährdet. Der Selbsterhaltungstrieb aktiviert die Angst. Die Angst macht feige. Sie mobilisiert auch im Dienste der Selbsterhaltung verstandesmässige Kräfte. Der ehemals in seiner alten Kampfgemeinschaft tapferste und jeder fronterfahrene Soldat, der einer ihm fremden Einheit zugeteilt wird und plötzlich als Unbekannter unter ihm Unbekannten kämpfen soll, fühlt sich auf dem Gefechtsfeld *vereinsamt*. Diese Vereinsamung in Not und Gefahr frustriert²³ sein Sicherheitsbedürfnis. Er fühlt sich in einer Kompanie, in die er durch Befehl hineingepresst wurde und in der er kaum einen Menschen richtig kennenlernen konnte, gefährdet. Darum riskiert er im Einsatz nichts und strebt

²³ Italienisch: Frustra = Peitsche.

von ihr weg. Dies ist der Grund, warum militärische Organisationskompanien, die in einer Notlage aus Versprengten und aus den rückwärtigen Diensten «ausgekämmt», momentan entbehrlichem Personal aufgestellt und wenige Stunden später eingesetzt wurden, keinen oder nur sehr geringen Kampfwert hatten. Unbekannte unter Unbekannten kämpfen nur unter Zwang.

Das alte russische Sprichwort «Ein Einsamer auf dem Schlachtfeld ist kein Soldat» wird durch die Erfahrungen des Zweiten Weltkrieges bestätigt. Die Vereinsamung des deutschen Soldaten und bewährter Kampfgemeinschaften nach der Kriegswende an der Ostfront war mit eine der Ursachen des militärischen Zusammenbruches des Dritten Reiches. Immer grösser wurde in den Abwehrschlachten die geographische Distanz von Mann zu Mann. Ausgeblutete Divisionen hatten einen Abschnitt von 20 bis 25 Kilometern zu halten. Schützengruppen und -züge mussten stützpunktartig eingesetzt werden, hatten bei einer feindlichen Offensive weder Sicht- noch Rufverbindung miteinander und kämpften einsam auf weiter Flur. Da die ausgebluteten Kompanien im Kampf immer wieder mit unbekannten Soldaten aufgefüllt wurden, hatte man oft gar nicht die Zeit und die Gelegenheit, sich den Namen des neuen Nebenmannes einzuprägen. Es war daher sehr schwierig, ihn zu gemeinsamem Handeln zu rufen. Aber nur der Mann, der mit seinem Namen angesprochen wird, der weiss, dass man ihn kennt und von ihm eine mitmenschliche Leistung erwartet und dass ihn bei einem Versagen seine Kameraden oder seine Vorgesetzten zur Verantwortung ziehen können, riskiert im Einsatz sein Leben.

Für die Bedeutung der soldatischen Gemeinschaftsbildung als Medium gegen Furcht und Angst, als Kernenergie der soldatischen Leistung und des Kampfwertes der Truppe ist es interessant, sich mit der Geschichte und dem Geschehen in der ehemaligen Wehrmacht zu befassen. Die in den Jahren 1939 bis 1941 siegreiche und kaum überwindbare deutsche Wehrmacht war aus soldatischen Gemeinschaften zusammengefügt, deren Kader bereits im Frieden vorhanden waren. In den Kompanien kannte jeder jeden. Die Landser kannten auch die Offiziere und Hauptfeldwebel der anderen Kompanien des Bataillons. Das Unteroffizierskorps der Bataillone und das Offizierskorps der Divisionen waren festgefügte Gemeinschaften. Zwischen den Blitzfeldzügen hatte die Truppe genügend Zeit, die ihr zugeführten Ersatzsoldaten in ihre vor dem Feind bewährte Kampfgemeinschaft zu integrieren. Die Neuen konnten die Alten kennenlernen, und die alten Krieger hatten genug Zeit und Gelegenheit, um den personellen Ersatz an sich heranzuziehen und zu erziehen. Am 22. Juni 1941, dem Tag der deutschen Offensive gegen die Sowjetunion, veränderte sich diese Situation. Von diesem Tage an kam die Masse der deutschen Infanteriedivisionen der deutschen Ostarmeen nicht mehr zur Ruhe. Sie waren und blieben am Feind. Der personelle Ersatz für ihre Ausfälle, für Gefallene und Verwundete, wurde ihnen während ihres Einsatzes zugeführt.²⁴

Einsamkeit macht feige! Das Rückgrat jeder Armee sind ihre soldatischen Kampf- und Schicksalsgemeinschaften. Sozialpsychologisch gesehen ist eine Gemeinschaft ein dichtes Netz von zwischenmenschlichen Kontakten. Dieses Kontaktnetz ist unbefehlbar. Die Kompanie kann nur zu einer soldatischen Schicksals- und Kampfgemeinschaft werden, wenn ihren Soldaten vor ihrem Einsatz die Kontaktmöglichkeiten gewährt werden, die für die Gemeinschaftsbildung — die Integration einer Kompanie — erforderlich sind. Bisher Unbekannte müssen zu Bekannten, Nebenmenschen zu Mitmenschen, Freunden und Kameraden werden. Dieses zwischenmenschliche Geschehen fordert seine Zeit, die Zeit, dass die Männer einer militärischen Organisationsgruppe, einer Kompanie oder einer Schwadron, miteinander vertraut werden können. In einer Kampfgemeinschaft gibt es keinen einsamen Soldaten. Eine Kompanie kann aber nur als Kampfgemeinschaft und Einheit im Kriege erhalten werden, wenn der Ersatz für personelle Verluste die Zeit und die Möglichkeiten hat, vom Unbekannten zum Bekannten und damit vom Aussenseiter der alten Kampfgemeinschaft zu deren Mitglied zu werden.²⁵ Solange die deutsche Wehrmacht im Zweiten Weltkriege noch die Zeit hatte, ihre Neuaufstellungen zu Gemeinschaften zu integrieren und ihre bewährten Verbände als Gemeinschaften zu erhalten, war sie erfolgreich.

In diesen Gemeinschaften, den Kerntruppen der Wehrmacht, fühlte sich kein Soldat einsam, ja er fühlte sich in seiner Gemeinschaft im Chaos des Zusammenbruches des Dritten Reiches am sichersten.

Solange eine Armee in der Offensive ist, kann sie das Angriffstempo bestimmen. Sie kann Ruhetage einlegen, damit sich die Truppen erholen und reorganisieren können. In einer offensiven Armee haben die den Einheiten zugeführten Ersatzsoldaten die Möglichkeiten, während der Rasttage, während des Vormarsches und selbst vor und während des Gefechtes ihre neuen Schicksalsgefährten kennenzulernen und sich mit ihnen bekannt zu machen. Man marschiert nebeneinander, man rastet zusammen, man raucht vor einem Angriff in der Bereitstellung mit dem bisher unbekannten Nebenmann die letzte Zigarette, unterhält sich mit ihm, lernt ihn kennen und weiss, dass man kein unbekannter Soldat mehr ist. Selbst während des Angriffes ist die Kontaktdistanz so gering, dass der Soldat, der seine Feuertaufe empfängt, die alten Krieger seiner Kompanie sieht und weiss, dass er von ihnen gesehen und überwacht wird. Auch kann man sich als Bekannter unter Bekannten in der Offensive darauf verlassen, dass man nicht auf dem Gefechtsfeld vergessen wird und nicht als Toter oder Verwundeter — als Unbekannter Soldat — liegenbleibt.

Anders ist es in der Defensive! Vor Moskau, bei Stalingrad und Kursk, in Schlesien und Ostpreussen konnte kein deutscher Soldat mehr damit rechnen, dass seine Kameraden, die ihn gut kannten, die Zeit und Gelegenheit hatten, um ihn als Verwundeten bergen oder seinen Leichnam bestatten zu können. Wohl jeder deutsche Ostfrontkämpfer hatte Angst, in sowjetische Gefangenschaft zu geraten.²⁶ Diese Angst

- lähmte das seelische Widerstandsvermögen der Truppe, wenn für sie die Möglichkeit bestand, sich vom Gegner absetzen zu können;
- aktivierte die Kampfmoral der Truppe, wenn diese Möglichkeit nicht gegeben war;
- motivierte Generäle und Offiziere, die sich als soldatische Führer für das Überleben ihrer Truppe verantwortlich fühlten, truppenegoistisch zu denken und zu handeln;²⁷
- erklärt die Tatsache, dass selbst die tapfersten Männer unter ihnen unbekannten Soldaten nicht mehr zum kämpferischen Einsatz motiviert waren und nichts mehr riskierten;²⁸
- war ein psychologischer Faktor des Zusammenhaltes und der militärischen Leistungen von soldatischen Gemeinschaften, deren Männer wussten, dass der Krieg verloren war und sie auf verlorenem Posten kämpften.

In einer Truppe, die sich zu einer soldatischen Schicksals- und Kampfgemeinschaft integriert hat, fühlt sich der Mann geborgen. Er weiss, dass er sich auf den soldatischen Führer und seinen Nebenmann im Gefecht verlassen kann. Er hat ja seine Kampfgemeinschaft erlebt und erfahren, dass sich einer für alle und alle für einen einsetzen. Darum fühlte sich der Soldat im Kriege in seiner alten Kampfgemeinschaft am sichersten. Deswegen zog sie ihn an. Die Angst, im Chaos des Krieges *vereinsamt* und *verlassen* zu werden, trieb die Veteranen der Wehrmacht zu ihren alten Kampfeinheiten zurück. Das *Sichbewusstsein* der Kampfgemeinschaft als Instrument der Selbsterhaltung und das erworbene Vertrauen in ihre Leistung, das Erleben des Miteinanders und Füreinanders von Kameraden blockieren, betäuben oder verdrängen die Lebensangst des einzelnen Soldaten. In seiner Kampfgemeinschaft fühlt sich der Soldat am wenigsten gefährdet, deswegen hat er in ihr am wenigsten Angst vor der ungewissen Zukunft.

²⁶ Hier betrachte ich es als Gebot soldatischer Fairness, die Menschlichkeit der Ärztinnen der Roten Armee zu rühmen. Ich war von 1945 bis August 1949 in russischer Kriegsgefangenschaft im Ural und in Sibirien. In jedem Lager habe ich es erlebt, wie mütterlich diese Frauen die Kriegsgefangenen betreuten.

²⁷ Mit der Katastrophe von Stalingrad war das Vertrauen der Truppengeneräle und Frontkommandanten in das strategische Können Hitlers und seiner Hausgeneralität im Oberkommando der Wehrmacht erschüttert. Man blickte bei der Auswahl einer Abwehrstellung nach rückwärts — wie man vom Feind wegkommen konnte, da ja das Oberkommando der Wehrmacht sein Unvermögen bewiesen hatte, die deutsche Stalingradarmee vom Feind entsetzen zu können. Die Abwehrstellungen wurden deswegen nicht nach taktischen Gesichtspunkten bezogen. Bei Absetzbewegungen vermied man Städte, um nicht in ihnen als Festungsbesatzung festgenagelt und verheizt zu werden.

²⁸ Siehe Karl Ludwig von Schoenau, «Kleine Truppenpsychologie», 2. Auflage, Seite 225: «Das Alarmbataillon». Ernst-Reinhardt-Verlag, München/Basel.

²⁴ Und dies erst ab 1942. Als die deutsche Wehrmacht im Winter 1941 gegen Moskau antrat, waren ihre Infanteriekompanien auf Zugstärke zusammengeschumpft.

²⁵ Siehe auch Karl Ludwig von Schoenau, «Kleine Truppenpsychologie», 2. Auflage, Seite 225 ff.: «Der Weg zur Kampfgemeinschaft». Ernst-Reinhardt-Verlag, München/Basel.